

KARTE ÜBER DIE HEIMATH DER WICHTIGSTEN THIERE.



G e s c h i c h t e.

Historisch-politische Umschau. 2. Juni. — Die **österreichisch-ungarische Monarchie.** Unsere letzte der Habsburgischen Monarchie gewidmete Umschau zeigte dieses Reich als vor einer bedeutungsvollen Wendung stehend. Ein in sich gespaltenes Ministerium stand dem Kaiser beim Beginn einer neuen parlamentarischen Session in Westösterreich zur Seite. Die Thronrede, mit welcher der Reichsrath eröffnet worden war, ließ den im Schooße des Ministeriums vorhandenen Gegensatz ziemlich deutlich durchblicken. Seine Austragung war nur vertagt; schon die Ausschlußberatungen wegen der Adresse hatten zu einer Entscheidung gedrängt. Majorität und Minorität des Ministeriums hatten um ihre Entlassung gebeten. Das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes hatte sich in Veranlassung des Weichnachtsfestes bis zum 17. Januar vertagt und der Kaiser die Entscheidung über die Entlassung der Minister verschoben. In diese Zeit der Ungewißheit fällt ein Schritt, der mit Recht als anstößig zu bezeichnen ist. Beide Seiten des Ministeriums hatten, da sie ihre Entlassung begehrten, dem Kaiser Denkschriften überreicht. Diese Denkschriften veröffentlichten sie nun mit Genehmigung des Kaisers in dem Augenblick, da sie noch Minister waren, da die Ministerkrisis noch schwebte. Man konnte nicht schnell genug die persönliche Stellung in der Öffentlichkeit klar machen, nicht schnell genug sich des unbehaglichen Gefühls entledigen, was die augenblickliche Ungewißheit mit sich brachte. Man erkaufte diesen persönlichen Gewinn — wenn es anders ein reeller Gewinn war — dadurch, daß man die innere Spaltung des Ministeriums in einer Weise bloßlegte, welche dem Ansehen und der Würde der Regierungsgewalt im Ganzen nachtheilig war. Denn die Denkschriften blickten nicht nur auf das, was zu thun sei; rückwärts sich wendend hatten die Verfasser in einem Gemisch von journalistischer Polemik und gehal-

tener staatsmännischer Ausdrucksweise schlecht verdeckte Vorwürfe sich gegenseitig an den Hals geworfen. Auch auf den Reichskanzler hatte die Majorität ihre Seitenhiebe fallen lassen. Sieht man hiervon ab und fragt nach dem Unterschiede zwischen der von der einen und von der andern Seite dem Kaiser anempfohlenen Politik, so liegt der Schwerpunkt weit weniger in der verschiedenen Auffassung der Verfassungsfragen selbst als in der gegenüber der nationalen Opposition zu befolgenden Methode. Daß jede Reform nur in den durch die Verfassung vorgezeichneten Wegen zum Abschluß gebracht werden dürfe, ward von beiden Seiten als selbstverständlich und unerläßlich vorausgesetzt. Beide Theile erkannten auch die Schwierigkeit der Lage an. Die „centralistisch“ genannte Majorität wies Concessionen, die im rechten Augenblick zu machen wären, um den inneren Frieden herbeizuführen, keineswegs im Voraus zurück, vorausgesetzt, daß der Staat im Ganzen in seinen wesentlichen Rechten nicht zerrissen würde. Ueber diese Grenze ging andererseits auch die Minorität des Ministeriums nicht hinaus, welche man als autonomistisch oder selbst als föderalistisch bezeichnet hat. Keiner von beiden Theilen hat sich aber im Einzelnen darüber ausgesprochen, was nachgegeben werden könne und dürfe, was nicht. Beide Theile erkannten auch die Nothwendigkeit der Initiative für ein positives Vorgehen an, um aus den Noththeilen und Gefahren der gegenwärtigen Lage herauszukommen. Aber der eine Theil — und dies ist der wesentliche Unterschied — sah das Heilmittel in der Reform der Wahlordnung für den Reichsrath in der Verstärkung und Unabhängigkeit desselben von den Landtagen. Der nationalen Opposition gegenüber, so weit sich dieselbe außerhalb der Verfassung gestellt, wollte er ein Einlenken derselben in die verfassungsmäßigen Wege erwarten. Anderweite Schritte, glaubte er, würden zur Zeit

nicht nur nutzlos sein, sondern die Opposition steigern, das Uebel der Lage vermehren, durch ihre Folgen die Verfassung untergraben: der andre Theil wollte ein Entgegenkommen. Man dachte sich, daß nach vorbereitenden Besprechungen zum Zweck eines Ausgleiches die Polen von jedem Gedanken, aus dem Reichsrath zu scheiden, abgebracht, die Tschechen zum Eintritt in den Landtag und Reichsrath bewogen werden könnten. Ein zur Revision der Verfassung einberufener Reichsrath hätte dann das Ganze krönen und der modificirten Verfassung auch thatsächlich zur allgemeinen Anerkennung verhelfen sollen. Wenn man statt dessen sich nur auf die Reichsrathswahlreform werfe, so würde nach dieser Ansicht die nationale Opposition noch allgemeiner aus der Bahn der Verfassung gedrängt, diese nie zur allgemeinen thatsächlichen Anerkennung gebracht und schließlich in ihrem Bestand gefährdet werden.

Während sich so die Ministerkrisis einige Wochen lang in ziemlicher Unentschiedenheit hinzog, sammelten sich die Polen, um aus den Erschütterungen in der obersten Sphäre möglichen Nutzen für die Durchsetzung ihrer „Resolution“ zu ziehen. Die nationale Opposition der Slaven und besonders der Tschechen steigerte sich, aus den deutschen Ländern dagegen, ganz besonders von Seite der Deutschböhmen, gingen zahlreiche Adressen für ein Festhalten an der Politik der Majorität des Ministeriums ein. Die Adreßdebatte des Herrenhauses, am 14. und 15. Januar, die Annahme der von Graf Anton Auerzperg verfaßten Adresse, welche die Tendenz des Memorandums der Ministermajorität fast noch steigerte, war es, welche die Ministerkrisis zur Entscheidung brachte. Der Kaiser nahm die Entlassung Taaffe's, Potodi's und Bergers an, und beauftragte den Minister Plauer mit der Bildung eines neuen Kabinetts, d. h. mit der Ergänzung desselben, da die Majorität des Ministeriums im Amte blieb. Diese Ergänzung vollzog sich erst am 1. Februar. Hasner, der bisherige Kultusminister, ward Ministerpräsident, Stromeyer übernahm das Kultus-, Banhaus das Ackerbauministerium und F.-M.-L. Wagner das Departement der Landesverteidigung. In die Zwischenzeit fiel die Adreßdebatte des Abgeordnetenhauses. Die Adresse bekannte dieselben Grundsätze wie jene des Herrenhauses, nur in einer weniger scharf ausgesprochenen Weise, da die Rücksicht auf die Polen und auf die deutsche Autonomistenpartei den Ton etwas dämpfte. Auch der Reichskanzler,

der zwar nicht als Reichsminister, aber als Abgeordneter der Reichenberger Handelskammer das Wort ergreifen konnte, stimmte für die Adresse. Seine Rede vor Allem verlieh der Adreßdebatte eine besondere Bedeutung. Er trat in dem zurückblickenden Theil seiner Rede den Anklagen entgegen, daß er, über seine Kompetenz hinausgreifend, einen Einfluß auf die Verfassungsentwicklung zu nehmen gesucht und durch eine von seinen Agenten vertretene unzeitige Vermittelungstendenz der nationalen Opposition und den Zweifeln an dem Ernst der Krone für Durchführung der Verfassung Vorschub geleistet habe. Er betonte, daß er allezeit das Betreten des verfassungsmäßigen Weges durch die nationale Opposition als die unerläßliche Grundbedingung angesehen habe, um aus den noch bestehenden Verfassungsschwierigkeiten herauszukommen. Dieser Gesichtspunkt sei von ihm namentlich hervorgehoben worden in dem einzigen Falle, da er mit Führern der tschechischen Opposition über eine mögliche Verständigung zu sprechen gehabt habe, nämlich damals, als er von dem gerade in Prag anwesenden Kaiser zu diesem Zwecke dorthin berufen worden sei. Wenn trotzdem Graf Veust mit dem Ausdruck der Reue von diesem Vorfalle sprach, so geschah es, weil derselbe trotz jener Haltung für den ersten Präsidenten des parlamentarischen Ministeriums, den Fürsten Karl Auerzperg, die Veranlassung geworden war, in übertriebener Empfindlichkeit aus dieser Stellung zu scheiden. Im Uebrigen ließ der Reichskanzler die innere Beziehung zwischen einer den Verfassungshader erfolgreich bekämpfenden inneren Politik und einer wirksamen äußeren Politik hervortreten. Er verhehlte nicht, daß er in dem im Schooße des cisleithanischen Ministeriums ausgebrochenen Zwiespalt den Anschauungen der Minorität näher gestanden habe als denen der Majorität. Wenn er für die Adresse stimme, so thue er es, weil er voraussetze, daß auch die bisherige Majorität der Verständigung geneigt sein werde, wenn diese dem Zweck der Verfassung, für die Kraft und Wohlfahrt des Ganzen und seiner Theile zu sorgen, nicht zu nahe trete. Der erste Eindruck dieses letzten Theils der Beaufichtigten Rede war, daß er die Majorität des Abgeordnetenhauses aufbrachte oder doch unangenehm erregte. Aber dieser Eindruck verwischte sich allmählig, als man sich das Gesprochene, nachdem es gedruckt vorlag, etwas näher ansah. Wir werden gleich sehen, daß in der That die Politik des bald darauf

vervollständigten Ministeriums das Gepräge annahm, welches der Reichskanzler angedeutet hatte. Es mochte schon beim Schlusse der Adressdebatte sowohl im Ministerium wie in der Majorität der Abgeordneten das Gefühl vorherrschen, daß man, trotz des grundsätzlichen und deshalb nicht ausgleichenden Gegensatzes zu dem größten Theile der nationalen Opposition, dennoch zunächst mehr auf die beruhigenden als auf die heroischen Heilmittel in der Behandlung des tatsächlichen Verfassungszustandes verwiesen sein werde.

Die Adressdebatte ward übrigens die Veranlassung zu einem Vorspiel jener parlamentarischen Secession, in deren Folge sich bald der Sieg der Majorität des Ministeriums in eine Niederlage verwandelte, und dem, was ursprünglich eine Ministerkrisis war, in den Augen vieler die Bedeutung einer Verfassungskrisis verliehen werden sollte. Die streng katholischen Abgeordneten deutscher Zunge aus Tyrol, Greuter, Jäger, Brader, Planer, Wiesler, Giovanelli, lebten befanntlich schon lange mit dem Parlamente auf erklärtem Kriegsfuß. Wegen einiger ihre Politik in sehr starker Form verurtheilenden Ausdrücke hatten sie vergeblich den Ordnungsruf verlangt. Sie legten deshalb mit einer motivirten Erklärung ihre Reichsrathsmandate aus Rücksicht auf die Ehre Tyrols nieder. Dies war der Vorläufer des noch nicht ausgetragenen, in seinen Folgen noch nicht zu übersehenden Parlamentskrisises, der in einigen Monaten folgte. Bemerkenswerth ist das Verbleiben der tyrolischen Abgeordneten italienischer Zunge. Leonardi und Genossen verwarnten sich und Tyrol gegen die Motivirung ihrer Landsleute. Man wird darin ein Symptom erblicken dürfen, daß im südlichen (italienischen) Tyrol, so weit eine Antipathie gegen die Verbindung mit dem Reiche Oesterreich besteht, sie heut zu Tage wenigstens nicht so scharf ausgeprägt ist wie die Abneigung gegen die administrative Verschmelzung mit Deutsch-Tyrol. Diese drückt zunächst; eine eigne Provinz, einen eignen Verwaltungsbezirk zu bilden ist das nächste Anliegen.

Es sind nun die in einander greifenden Verhältnisse und Thatfachen vorzuführen, welche die politische Scene in sehr kurzer Frist änderten und den eben gestürzten Gegnern des Ministeriums Hasner die Zügel der Regierung in die Hand gaben. Dieses trat mit einer großen Mäßigung auf. Man darf sagen, daß seine Schritte kaum sehr seitwärts von dem Wege lagen, welchen die eben entlassene Trias

Taaffe = Potocki = Berger betreten haben würde, wenn sie schon damals siegreich aus dem Streite hervorgegangen wäre. Als der Ministerpräsident Hasner das neu gebildete Ministerium dem Abgeordnetenhaus vorstellte, hob er zunächst ganz richtig hervor, daß die Schlagworte: Centralismus und Föderalismus auf die Verfassung Oesterreichs nicht passen, daß in ihr verschiedene Elemente gemischt sind, daß schon die Februarverfassung eine „föderalistische Jugendienz“ enthielt, und daß dieselbe noch mehr ausgeprägt wurde, als man 1867 die legislative Gewalt der einzelnen Länder erweiterte. Er sprach es als die Ueberzeugung des Ministeriums aus, daß dadurch bereits „allen nationalen und allen Bestrebungen nach Selbständigkeit der einzelnen Königreiche und Länder in bedeutendem Maße Rechnung getragen sei“. Aber dieser individuellen Anschauung des Cabinets gegenüber ward gleichzeitig Folgendes hinzugefügt: „Wenn in dieser Beziehung auf gesetzlichem Wege Wünsche an die Regierung herantreten, so wird sie sich auf den Standpunkt stellen, daß, was die Interessen des Reichs und seiner Kraft nicht absolut schädigt, in der That in der Weise ins Auge gefaßt werden müsse, daß der individuelle Gesichtspunkt ein Opfer zu bringen bereit sein müsse; denn die Regierung wird den Frieden des Reiches und die Herstellung desselben höher stellen als etwa eine individuelle Rechthaberei in einzelnen Punkten“. Bei erkannten Mängeln der Verfassung ward selbst die Initiative der Regierung zu ihrer Beseitigung in Aussicht gestellt. Das Ministerium ließ es auch nicht bei diesen Worten bewenden. Zwei Parteiführer der Alt- und Jungtschechen, Kieger und Sladkowsky, wurden vom Minister des Innern nach Wien eingeladen, behufs Besprechung über eine etwaige Verständigung. Beide lehnten indessen (25. Februar) die Einladung dankend ab. Damit stand das Ministerium wenigstens nicht schlimmer, als es früher gestanden hatte. Es schwebten zwei andere Fragen, an denen es sich erproben mußte, ob es rücksichtlich der Konsolidirung und tatsächlichen Anerkennung der Verfassung einen Erfolg erringen, ob es vorwärts, und wenn nicht vorwärts wenigstens nicht rückwärts gehen werde. Die eine Frage betraf die Wahlgesetzreform für das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes, die andere die Resolution des galizischen Landtags, welche eben zur Berathung in dem betreffenden Reichsrathsausschusse reif geworden war. Es war früher (Band V, S. 144) im Hinblick auf

den Kampf der österreichischen Slaven gegen die Verfassung Folgendes gesagt: „Bei dieser Sachlage ist die weitere Entwicklung der in den Monatsübersichten erwähnten galizischen Zustände von ganz besonderer Bedeutung. Dort schwanzt jetzt die Waage. Würden die Polen durch Zugeständnisse, welche die Verfassung in wesentlichen Stücken nicht schädigen, bestimmt, ihre unberechenbare Haltung mit einer dauernden und unzweideutigen Vereinigung mit der verfassungstreuen Majorität zu vertauschen, so wäre dies ein ebenso schwerer Schlag für den außerhalb des Reichsrathes geführten Kampf gegen die Verfassung, als ihr Ausscheiden aus dem Reichsrath diesen Kampf ermuthigen und ihm neue Kräfte geben würde“. Dies sollte sich nunmehr bewähren.

Der für die Prüfung der Resolution des galizischen Landtags niedergesezte, aus 24 Mitgliedern bestehende Ausschuß faßte zuerst über einzelne Punkte desselben und dann über die einzelnen Sätze eines vom Abgeordneten Rechbauer eingebrachten vermittelnden Vorschlags, welcher der „Resolution“ sehr nahe stand, Beschluß. Ebenso gab der Minister des Innern, Giskra, zu einzelnen Vorschlägen mehr oder minder bestimmte Erklärungen ab. Beide, Minister und Ausschußmajorität, gingen aber in ihren Zugeständnissen von der Voraussetzung aus, daß sie nur dann ins Leben treten könnten, wenn der galizische Landtag sich dadurch für befriedigt und die staatsrechtliche Stellung des Landes ein für alle Mal damit festgestellt erachten würde. Die einzelnen Zugeständnisse ließen allerdings manches wichtige, in der Resolution und in dem Rechbauerschen Antrag ausgedrückte Verlangen unberücksichtigt, namentlich die Einsetzung eines besondern Ministers für Galizien im Rathe der Krone, und eines in Landesangelegenheiten dem Landtage verantwortlichen Statthalters, ferner das unbeschränkte Gesetzgebungsrecht des Landtags rücksichtlich der Gemeindefachen und der Organisation der politischen Verwaltungsbehörden. Dagegen war die Erweiterung der Autonomie Galiziens für annehmbar erklärt worden, rücksichtlich der Einrichtung der Handelskammern, der Gesetzgebung über die Sparkassen, über Polizei-Strassachen und über die Organisation der politischen Verwaltung, insofern dieselbe die Administration der Landes- und Polizeiangelegenheiten betrifft. Auch der Errichtung einer selbstständigen Abtheilung für Galizien beim obersten Gerichtshofe in Wien hatte der Ausschuß zugestimmt.

Bevor der Ausschuß nach Vollendung der Einzelberatung zu der Schlußabstimmung überging, hatte die Frage der Reform der Reichsrathswahlordnung eine Wendung genommen, welche, wichtig schon an sich, auch auf diese Schlußabstimmung und ihre Folgen von Einfluß ward. Als kaum zwei Monate zuvor Hasner das neu gebildete Ministerium dem Reichsrath vorstellte, sagte er: „Eines glaubt es mitbringen zu können, das ist die Einheit der Ueberzeugungen und Absichten im Schooße des Ministeriums“. Schon die Frage der direkten Wahl zum Reichsrath, welche diesen unabhängig von den Landtagen auf eigene Füße stellen sollte und nach der Ansicht des Ministeriums das unerläßliche Gegengewicht gegen eine Erweiterung der Landesautonomie bildete, welche andererseits von der nationalen Opposition als strafwürdiges Attentat angesehen wurde, sollte die Festigkeit des Kittes, von welchem der Ministerpräsident gesprochen hatte, prüfen. Er erwies sich nicht fest genug.

Anfangs März hatte Giskra einen größeren Kreis von Abgeordneten um sich versammelt, um mit ihnen den Plan für ein neues Reichsrathswahlgesetz zu besprechen. Darnach sollte die Zahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses verdoppelt werden und ihre Wahl mit Umgehung der Landtage direkt erfolgen, jedoch durch dieselben Gruppen, von welchen bisher die Abgeordneten zu den Landtagen gewählt wurden. Der Minister glaubte einer genügenden parlamentarischen Unterstützung dieses Planes gewiß zu sein und legte denselben im Ministerium dem Kaiser vor. Hier aber erfolgte die Entscheidung dahin, daß in der gegenwärtigen Versammlung des Reichsrathes das Gesetz nicht mehr zur Verhandlung zu bringen und nur eine Vorlage über erweiterte Anwendung des schon bestehenden sogenannten Nothwahlgesetzes zu machen sei. Ob die zuerst von dem Justizminister erhobenen Bedenken gegen die Kompetenz des Reichsrathes ohne Mitwirkung der Landtage für diesen Beschluß in erster Linie bestimmend waren, oder die Scheu, durch diese Maßregel die gesammte nationale Opposition, auch die im Reichsrath noch vertretene, gerade jetzt, bei der ohnedies gespannten Lage, zu sehr zu verlegen, kann auf sich beruhen. Der Minister des Innern hat nach diesem Vorgang um seine Entlassung, führte indessen bis zur Ernennung eines Nachfolgers die Geschäfte fort und legte daher am 30. März dem Reichsrath entsprechend den Beschluß im Ministerrath — nur ein Gesetz

vor, nach welchem direkte Reichsrathswahlen für Fälle der Nichtannahme oder Niederlegung von Reichsrathsmandaten sollten angeordnet werden können. Nach der bestehenden Gesetzgebung sind solche Wahlen nämlich nur in dem Fall, daß die Wahlen zum Reichsrath durch die Landtage verweigert werden, zulässig. Man konnte daher ohne eine erweiternde Gesetzesbestimmung in dem Falle der tyroler Mandatsniederlegungen nicht, wie man wünschte, zu dem Mittel greifen, direkte Wahlen auszuschreiben.

Der Stoß, welchen das Ausscheiden Giskra's dem eben neu gebildeten Ministerium, dem Glauben an seine Festigkeit und Solidarität verlieh, war Del in das Feuer aller die Politik des Ministeriums bekämpfenden Sonderbestrebungen. Auch übte es keineswegs einen besänftigenden Einfluß, daß statt eines allgemein wirklichen Gesetzes über direkte Reichsrathswahlen nur ein erweitertes Nothwahlgesetz vorgelegt worden war, und zwar mit Umgehung der Landtage. Es ward darin eine fast ebenso feindselige That der „deutschen Centralisten“ gegen die Landesautonomie gesehen. Dagegen kann man nach einer andern Seite hin eine Wirkung dieses Vorganges verfolgen, welche es beschleunigte, daß aus dem Rücktritt Giskra's ein Sturz des gesammten Ministeriums Hasner ward. Am Tage nach Einbringung des erweiterten Nothwahlgesetzes schritt der rückfichtlich der galizischen Resolution bestellte Ausschuß zu seiner Schlußabstimmung. Dem Gang der Verhandlungen nach würden die gefaßten Einzelbeschlüsse etwa in folgende Formel zusammenzufassen gewesen sein: Der Reichsrath ist zu einer Erweiterung der Autonomie des Königreichs Galizien und Lodomerien und des Großherzogthums Krakau und zu der entsprechenden Abänderung der Reichsverfassung rückfichtlich folgender Punkte (die oben aufgeführten) bereit, und wird diese Abänderung der Sanction der Krone unterbreiten, sobald auch der Landtag des Königreichs Galizien zc. einen dahin gehenden Beschluß gefaßt haben wird, daß er mit diesen Aenderungen die gewünschte staatsrechtliche Stellung des Landes zum Reiche als endgültig festgestellt ansieht. Daß keiner der Anträge, welche, mehr oder minder korrekt, sich dieser Aufassung näherten, die Mehrzahl der Ausschußmitglieder gewann, erklärt sich nur daraus, daß dieselben stillschweigend von der Voraussetzung ausgegangen waren, es werde ein neues allgemeines Reichsrathswahlgesetz jetzt eingebracht werden, und später die Entschließung des Reichs-

rathes über beides, das Wahlgesetz und die erweiterte Autonomie Galiziens zusammenzufallen. In dieser Voraussetzung sah man sich nun getäuscht. Daher wurde nach Ablehnung aller durch die vorausgegangenen Berathungen angezeigten Anträge zuletzt ein von dem Abgeordneten Schindler gestellter Antrag angenommen, wornach der Reichsrath über den Antrag Brocholski's (die Resolution) zur Tagesordnung übergehen sollte, da „die Erweiterung der Königreiche und Länder nur bei gleichzeitiger Verstärkung der Centralgewalt platzgreifen könne, letztere aber nur auf dem Wege einer entsprechenden Reform der Wahlen in den Reichsrath zu erreichen sei“. Der Uebergang zur Tagesordnung war für die Polen die verlegendste Form der Erledigung ihrer Angelegenheit. Wenn sie auch zunächst nur einen hinauschiebenden Charakter hatte, so verpflichtete sie doch anderseits den Reichsrath positiv zu gar nichts, auch dann nicht, wenn der Landtag Galiziens seine Resolution theilweise fallen lassen, oder wenn eine neue Reichsrathswahlordnung eingeführt werden würde. Die Polen hatten schon zuvor ihren Austritt aus dem Reichsrath für gewisse Fälle ins Auge gefaßt. Unter dem doppelten Eindruck dieser Erledigung der „Resolution“ und des eingevachten erweiterten Nothwahlgesetzes ward dieser Austritt sofort beschlossen, ohne daß man abwartete, ob das Abgeordnetenhaus selbst dem Antrag seines Ausschusses beitreten werde oder nicht. Nur der Ruthene Guszalezewicz blieb. Mit den Polen legten auch die Slowenen und Istriener und aus der Bukovina der Abgeordnete Petriuo ihre Mandate zum Reichsrath nieder. Das Abgeordnetenhaus kam dadurch plötzlich in eine Lage, welche — ganz abgesehen von der thatsächlich fehlenden Vertretung eines Theiles der Länder — formell für die Dauer nicht gut aufrecht zu halten war. Es war numerisch nunmehr so sehr geschwächt, daß auf die regelmäßige Anwesenheit der beschlußfähigen Anzahl (100) kaum mit Sicherheit für die Dauer gerechnet werden konnte, daß sie wenigstens oft von Zufälligkeiten abhängen mußte. Die verbliebenen Abgeordneten waren natürlich bemüht, sich möglichst vereinigt zu halten und das für die Ordnung des Staatshaushaltes Nöthige noch schnell zu erledigen.

Das Ministerium mußte in dieser peinlichen Lage keinen andern Vorschlag dem Kaiser zu unterbreiten, als die Landtage auszulösen, deren Abgeordnete sämmtlich oder theilweise aus dem Reichsrathe ausgetreten waren. Wie dieses

Mittel für sich allein ohne jede andre tief greifende Maßregel helfen könne, war freilich nicht einzusehen.

Ein Grundirrtum des ersten parlamentarischen Ministeriums Oesterreichs scheint in dem Glauben gelegen zu haben, durch die Gaben der Freiheit, d. h. durch weit gehende liberale Reformen, die nationale Opposition, welche nicht nur dem Ministerium, sondern der Decemberverfassung von Anfang an den Krieg erklärte, allmählig mit der neuen staatsrechtlichen Gestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie versöhnen zu können. Gewiß gab es einzelne Reformen, welche von allgemeinen politischen Erwägungen und von der Rücksicht auf die meisten Länder so sehr gefordert waren, daß ihr Verschieben nicht wohl gerechtfertigt werden konnte, selbst nicht durch die Sorge, daß sie in den vorzugsweise von Slaven bewohnten Ländern oder Landes- theilen wesentlich nur der verfassungswidrigen Agitation dienen und ihr wirksamere Mittel in die Hand geben würden, als worüber sie bis dahin verfügte. Bei andern Reformen traf diese Erwägung nicht zu, namentlich nicht bei der Einführung der Pressjury, welche in Böhmen in üblichem Sinne so bedeutungsvoll wurde. Wir meinen, daß man sich ohne Noth beeilte, die Pressjury als ein Ausnahmeinstitut einzuführen, bevor die Zeit für die Einführung der Jury im Allgemeinen gekommen, bevor dafür das Nöthige vorbereitet war. Richtiger wäre es gewesen, damals oder etwas später zwei Dinge Hand in Hand gehen zu lassen. Erstlich konnte das Ministerium die Initiative für den Entwurf einer Zusatzakte zu den Landesverfassungen und zur Decemberverfassung ergreifen, worin neben der Wahlreform und bestimmten nationalen Garantien auch die dagegen dem Ministerium noch zulässig scheinenden Zugeständnisse an die Landesautonomie im Einzelnen zu formuliren gewesen wären. Zweitens kam es darauf an, daß darüber kein Zweifel gelassen wurde, daß, wenn dieses Pfand des Friedens beharrlich zurückgewiesen würde, wenn und in so weit auch dann noch die nationale Opposition sich dauernd außerhalb der Verfassung stellen würde, auch dauernde Ausnahms- gesetze — mit Zustimmung des Reichsrathes — die unausbleibliche Folge für die betreffenden Landestheile sein würden. Wir sagen absichtlich dauernde nur mit Zustimmung des Reichsrathes unangenehme Ausnahmsgesetze, nicht etwa eine schnell vorübergehende exklusive Ausnahmsmaß- regel gegen die stärksten Eingriffe in die allge-

meine Rechtsicherheit. Hätte das Ministerium jetzt noch, nachdem die Spaltungen bis zur parlamentarischen Secession geführt hatten, sich zu dieser Politik bekannt, so würde jeden Falles wohl bald noch ein Drittes nothwendig geworden sein, nämlich die Herabsetzung der zur Beschluß- fähigkeit nöthigen Zahl von Abgeordneten durch ein Gesetz, wenn auch nur mit provisorischem Charakter.

Vielleicht hätte so das Ministerium Hasner noch im letzten kritischen Moment die gezeigliche Fortentwicklung und allgemeine thatsächliche Durchführung der Verfassung mit Aussicht auf Erfolg in seiner Hand behalten können. Vielleicht, denn der Erfolg hängt nicht allein von der Richtigkeit des Planes ab. Erstes und zähes Eintreten der Krone für denselben, feste Fügung im Ministerium, in dem übrig gebliebenen Theile des Parlamentes statt allzu viel milden Sinnes und reicher individueller Gliederung ein tüchtiger Zusatz der politischen Disciplin und thatkräftigen Entschlossenheit, welche den magyarischen Stamm und namentlich die magyarische Aristokratie durch schwierige Lagen geleitet hat; alles dies wäre kaum minder wichtig gewesen. — Daß der Kaiser von einem Heilmittel, welches nichts bot als die Auflösung der Landtage, deren Abgeordnete aus dem Reichsrath ausgeschieden waren, keine Besserung der öffentlichen Zustände erwarten konnte, begreift sich leicht. Die Reichsrathsabgeordneten dieser Länder, namentlich Galiziens, waren seit dem Abschluß der Decemberverfassung dieser mehr zugethan als der Landtag; und der Landtag stand ihr noch näher als die mehr von nationalen Gefühlen als von politischer Berechnung beherrschten Parteischichten außerhalb desselben, welche Einfluß auf die Wahlen übten. Das von unten ausgehende Drängen hatte Landtag und Reichsrathsdelegirte in der föderalistischen Richtung bisher weiter getrieben. Die nach dastehende Maßregel der Auflösung des krainer, tyroler, galizischen und des istrischen Landtages ließ daher weit eher eine Verschlimmerung als eine Besserung der Lage erwarten. Der Vorschlag des Ministeriums Hasner, dem nur noch ein halbes Parlament zur Seite stand, ward daher vom Kaiser nicht genehmigt, der darauf hin beschlossene Rücktritt desselben angenommen, und Potocki, der frühere Ackerbau- minister, mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt. Die bisherigen Minister führten einstweilen die Geschäfte fort und am 8. April wurden beide Häuser durch Hasner im Auftrag

des Kaisers vertagt. Sie hatten sich zuvor — das Abgeordnetenhaus in Form einer Adresse, das Herrenhaus in Form einer von Schmerling angeregten, von Anton Auersperg mit warmem patriotischen Hauch unterstützten Resolution — für das Festhalten an der Verfassung und gegen das Einbiegen in neue föderalistische Experimente ausgesprochen, das Herrenhaus noch schärfer als das Abgeordnetenhaus. In letzterem sprach der Präsident Kaisersfeld nach Eröffnung der Vertagung eine sehr bittere Abschiedsrede.

Wir haben die innere Verkettung der Thatfachen darzulegen gesucht, welche zu dem Sturze des Ministeriums führten, welches in Oesterreich die wirklich parlamentarische Ära vertrat, die seit dem Ausgleich mit Ungarn datirt. Wir sind dabei etwas ins Einzelne gegangen, denn an der Frage, ob die parlamentarische Regierungsform in Oesterreich festen Boden gewinnen kann, und an der allgemeinen Frage, ob die Habsburgische Monarchie unter neuen Lebensformen ihrer Verjüngung und Wiederbefestigung oder unter formwährenden Zudrängen und abspringenden erfolglosen Heilungsversuchen ihrer Auflösung entgegengeht, hängen noch andre Interessen als die der österreichischen Völker. Es gibt nicht leicht ein Zweites, was eine so tiefe Bedeutung für die Sache der politischen Freiheit in unsrem Welttheil und in weiterem Hinblick für die staatliche Zukunft der deutschen Nation für die künftigen Geschicke Europa's überhaupt hat. Der kurzlebige Mensch ist rasch bei der Hand, in so schwierigen Lagen, wie die der österreichisch-ungarischen Monarchie ist, den nach einer Reihe von Mißerfolgen unternommenen Versuch eines festen Verfassungsabschlusses als die letzte Möglichkeit anzusehen, um zu normalen Lebensbedingungen zu gelangen. Er weissagt leicht das nahe Ende, nicht bloß wenn das Recept bei Seite geworfen und nach einem ganz verschiedenen gegriffen, sondern auch wenn eine theilweise Aenderung desselben in Erwägung gezogen wird. Die Weltgeschichte kennt Reiche, die in Bewegungslosigkeit untergingen. Sie kennt allerdings auch andere, deren Auflösung herbeigeführt oder beschleunigt wurde, weil in den obersten Kreisen mit Weisheit gepaarte Festigkeit und Zähigkeit abhanden gekommen war, weil man in schwierigen Lagen von einem Versuche zum andern taumelte, weil man die gerade in den Vordergrund tretende Schwierigkeit nicht mit ausdauerndem Geiste überwand, sondern, um an ihr vorüberzukommen, den Weg änderte, unbekümmert darum, daß der geänderte

Weg bald vor die entgegengesetzte Schwierigkeit und zu einem neuen Wechsel führen mußte. Auf abschüssiger Bahn gleitete man so abwärts, weil unter dem Einfluß solchen ruhelosen Wechsels Vertrauen und Zuversicht zu dem Reiche immer mehr abnahm, bis es zuletzt den Glauben an sich selbst vollständig verlor und die Beute der von außen auf dasselbe fallenden Stöße ward. Die Geschichte erzählt aber auch von andern Reichen, welche ebenso große Katastrophen nach innen und außen erlebten, eine ebenso wechselvolle Politik verfolgten wie Oesterreich seit 1848, von Reichen, in welchen diese Uebergangszeit eine noch weit längere Periode erfüllte, obgleich der Uebergang noch nicht so schwer war als der, an welchen sich die Habsburgische Monarchie seit 1848 versucht, welche alles dies zu einem glücklichen Ende führten, und welche dann freier, reicher, gebildeter und stärker ihr Haupt erhoben als zuvor. Es ist die große Frage der Zeit, ob sich die österreichisch-ungarische Monarchie diesen letzteren Reichen zugesellen wird, oder den ersteren. Welche Bedeutung in diesem merkwürdigen Entwicklungsprozeße dem von der Bühne abgetretenen Ministerium Auersperg-Taaffe-Hasner zukommt, wird einst die Geschichte mit sichererem Griffel feststellen können als heute, wo sein Charakterbild noch allzu sehr schwankt „von der Parteien Haß und Günst stellt“. Jeden Falles darf aber schon jetzt mit vollem Grunde dem leichtfertigen Gerede entgegengetreten werden, welches mit dem Schlagworte abgewirthschaftetes Dokorenministerium und abgewirthschaftete Parlamentsclique den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben meint, sowohl den Nagel des Ministeriums als den des Parlamentes, aus dem es hervorgegangen, von dem es gestützt wurde. In solchem Gerede vereinigen sich alte Feinde und abgefallene Freunde von gestern, solche, die immer vor dem Erfolge des Augenblicks auf dem Bauche liegen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die streng Klerikalen, die Feudalen, daß die entschiedenen Föderalisten und die Socialdemokraten das Ministerium, dem sie bei Lebenszeit entgegentraten, auch nach seinem Tode streng beurtheilen. Die gemäßigten Anhänger liberaler Staatsrichtungen, die Freunde parlamentarischer Entwicklung und die Gegner des Konkordates sollten auch jetzt die Dienste nicht vergessen, welche das Ministerium, wenn es auch in Bekämpfung der nationalen Opposition nicht glücklich war, wenigstens den von ihnen vertretenen Principien durch eine Reihe von Specialgesetzen

erwiesen hat, welche noch zu Recht bestehen werden, auch wenn die Verfassungsbedrängniß und der Völkerräder fortbauert. In so weit hat in der Gegenwart der Parteistandpunkt Einfluß auf Lob und Tadel. Was aber unabhängig vom Parteistandpunkte, also allgemein anerkannt werden sollte, das sind die ungewöhnlichen parlamentarischen Talente, welche die meisten Mitglieder des Ministeriums Hasner auszeichneten, das ist das unter der Leitung des Reichsfanzlers wieder bedeutend gewachsene Ansehen der Monarchie nach außen, das ist endlich eine von dem parlamentarischen Ministerium herbeigeführte, nach allem Vorausgegangenen kaum zu hoffende Ordnung und Hebung der Staatsfinanzen, begleitet von einer mächtigen Förderung des Verkehrslebens und einem bedeutenden Aufschwung der materiellen Interessen. Wer in der Ferne die Verfassungsnoth und den Völkerräder Oesterreichs überschaut, wird leicht die Gefahren der Lage überschätzen; und wer nach längerer Abwesenheit sich in Wien dem Eindruck ganz überläßt, welchen daselbst der gehobene Pulschlag der materiellen Interessen, dieser mächtigen Bindeglieder in der heutigen Staatenwelt, hervorbringt, wird jene Gefahren leicht unterschätzen. Jeden Falles ist aber in der nächsten Zeit eine glückliche, zugleich gewissenhafte und großartige Finanz-, Handels- und Verkehrs-politik ebenso wichtig wie eine richtige Verfassungs-politik; sie wird, wenn man ausharrt, am sichersten über die Schwierigkeiten der letzteren hinweghelfen.

Die unsrer Ueberzeugung nach wundeste Stelle in der Politik des abgetretenen Ministeriums wurde bereits bezeichnet. Ehe wir nun dem ersten Schritt des Ministeriums Potocki folgen, ist es angezeigt, das Gesagte noch durch eine Betrachtung über die theils selbst geschaffenen, theils in der Völkermischung der Monarchie begründeten Schwierigkeiten, welche sich der Verfassungs-politik des letzten Ministeriums entgegenstellten, zu erweitern. Die Klarheit über die Vergangenheit kann der Zukunft nützen.

In dem absolut regierten Oesterreich konnte die Staatsmaxime „theile und gebiete“ die ausgiebigste und einschneidendste Anwendung finden, namentlich so lange das Nationalbewußtsein in der Kultur zurückgebliebener Stämme schummerte oder doch nur zu mäßigen politischen Forderungen anregte. Seitdem die Völker sich selbst regieren wollen, ist es anders. Die veränderte Lage drängt zu einer andren Staatsmaxime, zu dem Postulate: vereine und leite. Wie schön,

wie einfach ist es in der Theorie, wie schwierig in der Praxis! Schon ganz objektiv angesehen, ist die Formel nicht leicht zu finden, welche in richtiger Wahl zwischen den verschiedenen Möglichkeiten (vergl. Bd. V, S. 149) Jedem seinen naturgemäßen Antheil gibt, dem Ganzen und den verschiedenen eigenthümlich gearteten, auch unter sich nach Umfang und Bedeutung wieder so verschiedenen Theilen. Aber wenn auch das objektiv Richtigeste gefunden wäre, wer lehrt die schwerere Kunst, daß die Vielen, welche es annehmen und ausüben sollen, es auch als das Angemessene erkennen? Vom verschiedenen Standpunkt aus gesehen erscheint dasselbe Ding in verschiedenem Licht. Der Deutsch-Oesterreicher sieht die Schwächung und den endlichen Zerfall der Monarchie als etwas Gewisses an, wenn in Cisleithanien unter einen gewissen Grad von Centralisation herabgegangen wird; der Tscheche sieht in der Beibehaltung dieses Grades von Centralisation das Grab nicht nur der eigenen Wünsche, sondern auch der Monarchie; er meint, daß der lose föderative Verband der so verschiedenen Theile dem Ganzen mehr Kraft gebe als eine strammere Verbindung. Der Pole geht vorläufig nicht ganz so weit. Wie die tschechischen Sympathien, so gravitiren die polnischen Antipathien gegen Moskau. Instinktiv fühlen die Polen Galiziens, daß sie, wenn nicht für immer, doch für lange Zeit Oesterreich als einer starken Barriere gegen Rußland nicht entbehren können und daß in zu losem Gesüße die nöthige Widerstandskraft zerbröckelt, aber sie erstreben einen höheren Grad von Länderautonomie für sich, selbst eine mehr oder minder exceptionelle Stellung. Darauf glauben sie um so mehr ein Anrecht zu haben, als Galizien weit mehr ein slavisches Land ist als Böhmen, welches doch den Charakter der deutsch-slavischen Parität nicht abstreifen kann. Bei aller Verschiedenheit der Parteifractionen Galiziens ist daher der Grundton der Bestrebungen des Landes auf eine ähnliche Stellung desselben zu Westösterreich wie die von Kroatien zu Ungarn gerichtet. Damit wird weder der Ausgleich mit Ungarn, der dualistische Charakter des Reiches, noch ein gemeinsames Parlament für Westösterreich verneint. Beides verneinen aber die tschechischen Parteimänner, die Alttschechen sowohl wie die Jungtschechen. Auch würde, wenn nach ihren Wünschen der Ausgleich mit Ungarn umgestoßen werden könnte, die von den verschiedenen Theilen des Reiches besetzte Delegation nicht etwas Aehnliches, wie das jetzige cisleithanische Parlament, nur in größerer Aus-

dehnung auf das ganze Reich, bedeuten. Denn die Tschechen verlangen für einen Generallandtag Böhmens, Mährens und Schlesiens neben andren Dingen auch das Steuerbewilligungsrecht. Diese Schwierigkeiten hätte das abgetretene Ministerium unzweifelhaft auf seinen Wegen gefunden, wenn es in irgend einem Stadium seiner Amtsführung die Initiative zur Beseitigung der Verfassungsstreitigkeiten ergriffen hätte; und auch das neue Ministerium ist bekanntlich sofort auf dieselben gestoßen. Wir haben die Verschiedenheit der Standpunkte bei den einzelnen Stämmen der nationalen Opposition nur an den beiden Hauptträgern derselben, an den Tschechen und Polen nachgewiesen. Wolte man in der Analyse weiter gehen, so könnte man nicht dieselben, aber ähnliche Verschiedenheiten rücksichtlich der Südtiroler, der klerikalen Tyroler, der Ruthenen, der Istrianer, der Slowenen überhaupt, in verjüngtem Maßstabe nachweisen.

Hiermit sollte gezeigt werden, wie die objektive Schwierigkeit des angemessenen Verfassungsabschlusses in Oesterreich durch die subjektive Schwierigkeit steigt, d. h. durch die Beeinflussung des Urtheils von den verschiedenen Standpunkten. Dabei ward stets noch eine im österreichischen Sinne lokale Absicht vorausgesetzt. Die Schwierigkeit gewinnt aber noch einen andren Charakter, wo die letzten Ziele der nationalen Opposition entweder schon jetzt mit einer solchen Absicht im Widerspruch stehen, oder wo sich dieselbe doch auf einer so zweifelhaften Linie bewegt, daß im geeigneten Momente die Versuchung nahe liegt, das Heil außerhalb Oesterreichs zu suchen. Wenn früher die Pilgerfahrt der Tschechen nach Moskau in dieser Beziehung zu denken gab, so thut daselbe jetzt das schon vor längerer Zeit von L. d. Rieger verfaßte, für die Regierung des Kaisers Napoleon bestimmte Memorandum, welches ganz vor kurzem in die Öffentlichkeit gelangte, und worüber zwar ein Dementi, aber ein vieldeutiges erschienen ist. Auch von den Polen muß man sagen, daß ihnen jenes Oesterreich am genehmsten ist, welches fest genug gefügt ist, um Rußland zurückzuhalten, es vielleicht siegreich zu betämpfen, aber doch nicht so fest, um sie selbst zu halten, falls die geschichtlichen Ereignisse günstig für die Wiederauferstehung Polens laufen. So weit nun ein von Oesterreich sich gänzlich abwendender Geist die nationale Opposition beherrscht oder sie allmählig zu durchdringen beginnt, tragen die in Frage kommenden Verfassungsmodifikationen die Gefahr in sich, daß das Neue, was einen endgültigen Abschluß be-

deuten soll, in Wahrheit nur eine Haltestelle bedeutet, daß die freier gewordene Hand sich nur rührt, um noch freier von Oesterreich zu werden. Etwas der Art konnte seit dem mit Hilfe der Polen und mit Rücksicht auf sie bewirkten Abschluß der Decemberverfassung schon rücksichtlich Galiziens beobachtet werden.

Ueberblickt man die slawische Agitation, welche Hand in Hand mit einem Theil der nicht slawischen Feudalen und Klerikalen gegen die Verfassung anströmt, vom europäischen Standpunkt aus, so kann man sich der Ansicht nicht verschließen, daß wenigstens die äußerste Richtung derselben mehr von Gefühl und Leidenschaft als von ruhiger politischer Berechnung eingegeben und geleitet wird. Selbst unter den Tschechen begreift sich das Treiben ihrer Sache bis auf die Spitze einer möglichen Auflösung Oesterreichs eigentlich nur rücksichtlich derjenigen, welche an den Sieg Rußlands glauben, und welche in den Voraus entschlossen sind, dann nicht nur an das russische Reich überzugehen, sondern auch einen mehr oder minder hohen Grad von Landesautonomie in der Centralgewalt eines absolut regierten Weltreiches und mit der Freiheit auch die tschechische Nationalität allmählig in dem russischen Wesen aufgehen zu lassen. In Wahrheit würde, wenn die Habsburgische Monarchie zerfiel, in Beziehung auf politische Autonomie, auf Freiheit, eigene Sprache und eigenartige Kultur in Westösterreich Niemand mehr verlieren als die verschiedenen slawischen Stämme. Eine der bedeutungsvollsten, eine von den Slawen Oesterreichs nur unvollkommen verstandene Thatsache liegt in dem Zusammenfallen der slawischen Bewegung in Oesterreich mit der begonnenen Umgestaltung Deutschlands, mit der Erweiterung der preussischen Monarchie theils in Form von Annexionen, theils in Form der Angliederung kleiner Bundesstaaten, in der Benutzung des deutschen Einheitsgedankens durch die preussische Zukunftspolitik. Noch ist vielleicht der deutsche Stamm der bedeutungsvollste Träger des österreichischen Staatsgedankens. Aber die bisherige Richtung desselben hat schon durch die neuesten Ereignisse einen Stoß erhalten. Wir meinen die politische Abtrennung von Deutschland, die dualistische Gestaltung des Reiches, das Zurückdrängen der deutschen Sprache in Galizien und anderswo in Folge politischer Veränderungen. In gewissen namentlich wissenschaftlichen Kreisen ist die ererbte Anhänglichkeit an Oesterreich schon gar sehr von dem vorausgeworfenen Schatten eines, wie man annimmt,

seinem Abschluß langsam, aber sicher entgegengehenden großen deutschen Nationalstaates verdeckt. Der Gedanke gewinnt Raum und wird oft ausgesprochen: Warum soll der gebildetste und reichste Stamm, der, aus welchem die Habsburgische Monarchie herausgewachsen ist, derjenige, welcher so lange den geistigen Ritt derselben bildete, sich das alte Erbe in diesem Reiche Stück für Stück vor umgebenden unentwickelteren Stämmen entreißen lassen, auf dem Verfassungs- und Kulturgebiete im ewigen Streite mit Polen, Tschechen und Slaven leben, wo Deutsche mit Slaven zusammenwohnen, erstere zuletzt vielleicht sogar in eine ungleiche Stellung treiben lassen? Warum statt dessen nicht die große deutsche Gemeinschaft suchen und in ihr einen ganz anderen Stützpunkt gegen unverständliche Ansprüche? Der Blick eines namhaften Theiles der Jugend richtet sich noch entschiedener nach dieser Seite, und es ist immerhin bezeichnend, daß man vor Kurzem in der „Silesia“ selbst auf den norddeutschen Bund toastete. Selbst in Wien wird häufiger wie sonst noch gesprochen, daß Neapel auch im Königreich Italien eine große und noch fortwährend wachsende Stadt geblieben ist, daß die Blüthe Wiens von jetzt an weit weniger an seiner Eigenschaft als Reichshauptstadt als an der rechten Benutzung der geographischen Lage und der sonst noch gegebenen natürlichen Hilfsquellen hängt. Diese Anschauungen sind gewiß bis jetzt noch nicht in die Massen gedrungen, aber alle neuen geistigen Strömungen gehen von kleineren in wachsende Kreise über, und die Quellen sind immer kleiner wie die Flüsse, die aus ihrem Zusammenströmen werden. Die geistige Strömung in Deutsch-Oesterreich ist aber nichts weniger als abgeschlossen, der Gang der Ereignisse kann kleine Anfänge schwellen; er kann sie ebenso gut aufhalten oder zur Bedeutungslosigkeit zurückdrängen. Diese Lage der Dinge weist der österreichischen Staatskunst naturgemäß die Aufgabe zu, durch die beabsichtigten Reformen die slavischen Bevölkerungen an das Reich zu fesseln, ohne den unverlässlichen staatlichen Zusammenhang zu zerstören, andererseits die Linie nicht zu überschreiten, durch deren Ueberschreitung den Deutsch-Oesterreichern ihre Stellung zu dem eigenthümlichen Völkergemisch Oesterreichs in höherem Grade verleidet werden kann. Es ist eine schwere Aufgabe, die wohl überhaupt nicht bloß durch einige Verfassungsänderungen gelöst werden kann. Eine wichtige Verfassungspolitik ist selbstverständlich von hoher Bedeutung dafür. Aber es

werden noch andre Dinge dazu kommen müssen, wenn die Aufgabe nicht etwa bloß auf dem Papier und für einen Augenblick auch in der Wirklichkeit gelöst scheinen, wenn ihre Lösung eine wirkliche, dauernde, Wurzel schlagende sein soll. Was wir oben über die Finanz-, die Handels- und Verkehrspolitik sagten, ist an erster Stelle wichtig; große und dauernde Erfolge auf diesen Gebieten werden mehr wie alles Andere der Befestigung verfassungsmäßiger Zustände nützen. Sodann gilt es, nach einer etwaigen Reform bei den plötzlich auftauchenden oder allmählig sich sammelnden Gegnern den Glauben nicht aufkommen zu lassen, daß dem Erfolge ihrer Opposition nur ein vorübergehendes Ministerium, nicht die Krone selbst mit vollem und aushaltendem Ernste entgegensteht. Der bisherige Verlauf der Verfassungsentwicklung in der österreichisch-ungarischen Monarchie seit 1848 hat der Vorstellung Vorschub geleistet, daß der Kaiser in pflichtmäßiger Sorge für sein Reich den nöthigen Reformen gerne die Hand bietet, daß aber, wenn der Erfolg nicht ziemlich schnell kommt, die Zweifel an der Richtigkeit des Begonnenen wachsen und die Geneigtheit zu einer Aenderung erzeugen. Dadurch ist bei verschiedenen Fraktionen der nationalen oder, allgemeiner gefaßt, der staatsrechtlichen Opposition, namentlich bei den entschiedensten derselben die Meinung entstanden, daß ein recht trotziges Ausharren der sicherste Weg sei, um zum Ziele zu gelangen, ein folgenschweres Ding bei der großen Zerklüftung. Endlich ist nicht zu übersehen, daß man noch unter der Nachwirkung der Katastrophen von 1859 und 1866 an dem inneren Aufbau arbeitet. Jede gewaltige Erschütterung der ererbten Macht des Reiches, der Kraft und des Ansehens der Centralgewalt erregt, belebt und ermunthigt die auf völlige oder möglichste Selbständigkeit der Theile gerichteten Bestrebungen. Welche Bedeutung daher eine geschickte und erfolgreiche äußere Politik, kurz alle Ereignisse, welche die Schatten der alten Niederlagen verscheuchen und Grund zu neuer Zuversicht geben, auch für die Befestigung der Verfassung haben müssen, bedarf keiner längeren Darlegung.

Der zuletzt berührte Punkt führt unsere Betrachtung über die Entwicklung Oesterreichs unter seinem ersten wirklich parlamentarischen Ministerium auf ein mehr persönliches Gebiet, auf das Verhältniß desselben zum Reichskanzler. Die Beziehungen zwischen innerer und äußerer Politik sind klar. Man würde es für widersinnig halten, wenn in Norddeutschland der Bundes-

kanzler die äußeren Angelegenheiten leiten, Kriegs- oder Friedenspolitik treiben wollte, ohne genau zu wissen, was im Schooße des preussischen Ministeriums und in seinen Beratungen mit dem König rücksichtlich der wichtigsten Staatsfragen vorgeht, ohne Gelegenheit zu haben, sich von seinem Standpunkt aus geeigneten Falles darüber zu äußern. In der österreichisch-ungarischen Monarchie ist dies anders. Die olympische Höhe, in welcher der Minister für die gemeinsamen auswärtigen Angelegenheiten diese leitet, dem irdischen Gewühle in den Ministerien Cis- und Transleithaniens entrückt, ist eine etwas bedenkliche Höhe. Man hat es offenbar mit einem durch die komplizirten staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie bedingten Mangel zu thun, der durch patriotisches Gefühl und richtigen persönlichen Tact unschädlich gemacht, durch übel angebrachte Eifersüchtelei aufs Aeußerste geschärft werden kann. Das Verhältniß des nach dem Ausgleich mit Ungarn eingesetzten parlamentarischen Ministeriums zu dem Grafen Beust war um so mehr mit Vorsicht zu behandeln, als dessen Würde als Reichskanzler ihm eine allgemeinere politische Stellung anzuweisen schien, wofür die bestehenden Gesetze und thatsächlichen Staatseinrichtungen weder eine Grundlage gaben, noch eine Grenzlinie vorzeichneten. Es kam dazu, daß er es war, unter dessen Hand eben erst die fast aus den Fugen gekommene Monarchie im Innern wieder eingerichtet war. Es war ein zu starker, nicht ganz natürlicher Uebergang, daß er in Wien, mit dem neuen Ministerium zusammenlebend, vom Tage seiner Einsetzung an der inneren Politik nur als Zuschauer zur Seite stehen sollte. Wie wichtig er überdies diesem Ministerium als Bindeglied zwischen ihm und dem Kaiser werden konnte, hat sich bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, namentlich bei der Konkordatsfrage. Dem Kaiser wurde die Sanktion der zur theilweisen Entkräftung des Konkordats in Folge der konstitutionellen Umgestaltung des Reiches beschlossenen Gesetze persönlich nicht leicht, sei es, daß dabei sein kirchliches Gefühl, sei es, daß die Rücksicht auf einen von ihm — wenn auch unter ganz andren Verhältnissen abgeschlossenen Vertrag sich geltend machte. Während nun der Kultusminister Hasner es unterlassen hatte, die Formulirung von zwei durch ihn im Herrenhaus befürworteten Amendements zu veranlassen, so daß sie nicht zur Abstimmung kamen, war es andrerseits — wenn wir recht unterrichtet sind — der Reichskanzler

Beust, durch welchen die kaiserliche Sanktion erwirkt wurde.

Im Anfang scheinen allerdings die Beziehungen zwischen dem parlamentarischen Ministerium in Wien und dem Reichskanzler in einer den leichten Gang des Staatswagens fördernden Weise gepflegt worden zu sein; doch nicht allzu lange. Es wäre gewiß am richtigsten gewesen, wenn Fürst Anersperg die bekannte Berufung des Reichskanzlers nach Prag durch den Kaiser etwas anders aufgenommen hätte, als es der Fall war. Die Annahme der Verweisung der tschechischen Parteiführer auf die verfassungsmäßigen Wege konnte von dem dringenden Wunsche begleitet werden, daß, im Falle sich Aehnliches wiederholen sollte, der Kaiser durch den Reichskanzler gebeten würde, zur Kräftigung der bestehenden Einrichtungen sich an den Minister des Innern oder den Ministerpräsidenten zu wenden. — Daß ferner der Reichskanzler rücksichtlich der Vorgänge im cisleithanischen Ministerath längere Zeit nur auf das verwiesen war, was ihm gewissermaßen heimlich, durch die Güte konfidentieller Mittheilungen zuging, ist bezeichnend. Auch hätten wohl, nachdem das Ministerium des Auswärtigen in der für Oesterreich so wichtigen Frage des großen Eisenbahnbaues in der Türkei der Pforte gesagt hatte, die Cotirung der Loose sei gesetzlich nicht statthast, aber das Auflegen und der Vertrieb würde gerne gestattet werden, die in letzterer Beziehung gemachten Schwierigkeiten seitens des Finanzministeriums unterbleiben können.

Mit dem Ministerium Potoki beginnt der neueste Abschnitt der Geschichte Oesterreichs. Damit wird sich eine spätere, der österreichisch-ungarischen Monarchie wieder zu widmende Umschau eingehender zu beschäftigen haben. Deshalb soll gegenwärtig nur Weniges über den Anfang seines Wirkens und über die dasselbe begleitenden günstigen oder ungünstigen Zeichen bemerkt werden. Unter dem Eindruck, welchen die letzten Sitzungen der beiden Häuser des Reichsrathes hergebracht, ward Graf Potoki, trotz des allgemeinen Glaubens an seine Ehrenhaftigkeit und an seine im Grund gut österreichische Gesinnung von der deutschen Partei — denn von einer solchen kann man von jetzt an in Oesterreich reden — wenige Ausnahmen abgerechnet, mit dem ausgesprochensten Mißtrauen empfangen. Er mochte immerhin versichern und die officiöse Presse es fortwährend wiederholen, daß der Ministerwechsel nichts Willkürliches, sondern mit Nothwendigkeit

aus den Zuständen des Reiches und aus den parlamentarischen Ereignissen hervorgegangen sei, daß die Aufgabe des neuen Kabinetts keine andere sei, als die bis jetzt noch fehlende allgemeine tatsächliche Anerkennung der Verfassung herbeizuführen, und daß zu diesem Zweck kein Schritt unternommen werden würde, der sich nicht streng innerhalb der verfassungsmäßigen Formen bewege: das deutsche Ohr, die unabhängige deutsch-liberale Presse verschloß sich fast vollständig diesen Tönen, während Hochkonservative und Klerikale sich über die Versuche, durch Fortschrittsmänner, wie Rechbauer, das Kabinet zu vervollständigen, entsetzten. Was mit der bisherigen Parlamentsmajorität ging, fürchtete, daß die neue Politik zu föderalistisch gefärbt sein werde. Aber sie fürchtete noch mehr. Wenn man auch nicht an die Absicht eines Verfassungsbruches glaubte, so besorgte man doch, daß der neue Weg allmählig aus der Verfassung herausdrängen werde. Daß man von dieser Seite die Lage nicht ganz unbefangene ansah, dafür spricht wenigstens, daß die Gegner der bisherigen Majorität dem neuen Premier sich mehr unfreundlich als freundlich entgegenstellten. Die klerikalen Tyroler betrachteten den Ministerwechsel als unfruchtbar für ihre Bestrebungen, die Polen fanden ihn, halb abwartend, halb mißtrauisch, zur Seite; in noch weit höherem Grade thaten dies die Tschechen. Das neue Kabinet hatte so die Freunde des früheren Ministeriums verloren, die Gegner nicht gewonnen, eine keineswegs beneidenswerthe Lage. Indessen man hat so oft eine von jubelnden Trompetenstößen begrüßte neue Aera schlecht enden sehen, daß man wohl thut, aus einem üblen Anfang nicht gleich allzu bestimmt auf ein schlimmes Ende zu schließen. Auch hatte ja die Aktion des Ministeriums noch nicht begonnen. Wie weit es in Beziehung auf einen herbeizuführenden „Ausgleich“ mit der staatsrechtlichen Opposition gehen werde, darüber lag für das große Publikum — vielleicht für das in der Bildung begriffene Kabinet selbst — noch ein Schleier. Diese Kabinettsbildung ging bei der eben berührten Sachlage sehr langsam und unter großen Schwierigkeiten von Statten. Die Versuche, einige freisinnige Abgeordnete der deutschen Partei für das Ministerium zu gewinnen, waren gescheitert, selbst mit Rechbauer hatten die Verhandlungen nicht zum Abschluß geführt. Es wurden daher zuerst nur einige Ministerposten besetzt, die anderen erst, nachdem sie noch längere Zeit durch die Sektionschefs versehen waren. Es ist nicht unwahrscheinlich,

daß erst der Zusammentritt eines neuen Reichsrathes für eine mehr definitive Kabinettsbildung maßgebend wird. Die Personalien mögen daher vorerst auf sich beruhen. Graf Potocki selbst ist durch seine wahrhaft verdienstliche Wirksamkeit als Ackerbauminister in frischer Erinnerung. Der Minorität des abgetretenen Ministeriums angehörig, galt er für Denjenigen, welcher der Majorität am wenigsten schroff gegenüberstand. Daß er die Sympathie für sein Heimathland mit einem aufrichtigen Interesse für die Monarchie im Ganzen verbinde und sie dadurch begrenze, ist früher nie bezweifelt worden. Er ist einer der reichsten polnischen Magnaten, dessen Besitzungen zum größten Theile in den russisch-polnischen Gebieten liegen. Im Allgemeinen bewegen sich seine Anschauungen im Geiste der freisinnigeren englischen Aristokratie.

Die Periode des Taftens, womit das Ministerium Potocki begann, endigte mit dem in Prag selbst durch ihn unternommenen Versuch, mit den Tschechen zu einer Verständigung zu gelangen. Einige in Wien vorausgegangene Besprechungen hatten zwar nicht allzu große Hoffnungen erweckt, aber doch noch Raum dafür gelassen. In Prag war Mitte Mai viel Volksjubel, Bewegung und Zusammenströmen von verschiedenen Seiten. Die landwirthschaftliche Ausstellung und das Hawliczekfest fielen mit der volksthümlichen Feier des Johannistages (diesmal am 16. Mai) zusammen. Nachdem in Veranlassung der landwirthschaftlichen Ausstellung der Ackerbauminister Petrino vorausgegangen war, folgte Potocki nach, um seinen Bestrebungen an Ort und Stelle Bahn zu brechen. Er fand aber das Terrain höchst ungünstig. Auch von der andern Seite war man nicht unthätig gewesen. Es schien ganz, als ob die bisher sich noch ferner stehenden Theile der „staatsrechtlichen“ Opposition sich zu gemeinsamem und entschiedenem Thun fest vereinigen würden. In Galizien hatte sich selbst die Fraktion Smolka und die Fraktion Ziemiafowski genähert auf Grund eines freilich ziemlich allgemein gehaltenen Fusionsprogrammes, welches zugleich dem Gedanken eines Zusammenwirkens aller Anti-Centralisten im Reiche Ausdruck gab. Smolka war gleich darauf über Pesth nach Prag geeilt. Dasselbst hatten sich auch die klerikalen Tyroler zu einem Stelldichlein eingefunden. Hand in Hand mit dem Protestanten Palacki ward die Gemeinschaft mit den Tschechen besiegelt. Noch wichtiger war, daß der sogenannte feudale Adel Böhmens, welcher bisher diesen Schritt sorgsam vermieden hatte, der tschechischen

„Deklaration“ förmlich beirat. Man scheint eben in Prag davon ausgegangen zu sein, daß das Ministerium, jeder andern Parteistütze beraubt, um jeden Preis die Unterstützung der nationalen Opposition und ihres Anhangs erkaufen müsse. Dieser Voraussetzung folgte eine bittere Täuschung auf dem Fuße nach. Potocki kehrte vollkommen unrichteter Dinge nach Wien zurück, da die Führer der Tschechen trotz des Versprechens der Vorlage eines gerechteren Landtagswahlgesetzes und eines Gesetzes über erweiterte Landesautonomie unbedingt bei der Verneinung des Reichsrathes beharrten und selbst am Landtage sich vorerst nur zum Zweck der Verathung eines neuen Landtagswahlgesetzes betheiligen wollten. Potocki, statt unter dem tschechischen Joche durchzugehen, beantwortete die Hartnäckigkeit, auf welche er in Prag gestoßen war, damit, daß der Reichsrath und alle Landtage aufgelöst wurden, mit alleiniger Ausnahme des böhmischen, welcher zur Zeit bekanntlich allein in der Hand der Deutschböhmen liegt. Zugleich wurde der Plan bekannt gegeben, nach welchem das Ministerium seine Aufgabe zu lösen gedenke. Er besteht in der gleichzeitigen Verfolgung von zwei bedeutungsvollen Maßregeln: direkte Wahlen*) für ein zahlreicheres Abgeordnetenhaus des Reichsrathes nebst Verstärkung des Herrenhauses durch Vertreter der einzelnen Länder und Erweiterung der Landesautonomie. Von allen Seiten rüstet man sich nun zu den bereits ausgeschriebenen Landtagswahlen. Wenn es richtig ist, daß in den so ziemlich mit den neuesten Entschlüssen zusammenfallenden Besprechungen, welche Graf Potocki mit einer Reihe polnischer Notabeln und Parteivertreter in Wien hatte, sich Alle, mit Ausnahme Smolka's, für die Bescheidung des Reichsrathes erklärt haben, so muß einerseits die Smolka-Bemialkowskische Fusion und andererseits die darauf hin angebahnte tschechisch-polnische Koalition entweder von Haus aus keine Realität gewesen, oder schnell wieder in Rauch aufgegangen sein. — Es ist an dieser Stelle noch die aus allen Theilen Westösterreichs beschiedene Versammlung deutscher Parteimänner zu erwähnen, welche am 22. Mai in Wien tagte. Das festgestellte Programm gibt im Ganzen nur den Grundrissen Ausdruck, zu welchen sich namentlich der vorgeschrittene Theil der bisherigen Reichsrathsmajorität bekannte. Besonders bemerkenswerth aber ist zweierlei. Die von Rehbauer vertretene autonomistische Richtung blieb

sehr stark in der Minorität. Sodann: die Deutschböhmen und die Deutschmähren sahen bis jetzt einen genügenden Schutz gegen tschechische Majorisirung nur in Beibehaltung des Gruppenwahlsystems (auch für den Reichsrath), namentlich in den besondern Wahlen des Großgrundbesitzes zum Landtag. In diesem Sinne stimmten sie auch in der gemeinsamen deutschen Parteiversammlung, brachten aber, da sie in der Minorität blieben, um eine Einhelligkeit in der Wahlfrage zu erwirken, ihren besondern Standpunkt zum Opfer, wenn auch mit schwerem Herzen, und schlossen sich dem Grundsatz allgemeiner direkter Wahlen an. Indessen haben sich doch bald darauf die wegen der Neuwahlen in Mähren zusammengetretenen deutschen Notabeln gegen diesen Grundsatz erklärt.

Unsere Darstellung verweilt bei dem, was den Mittelpunkt in der neuesten Entwicklung der österreichisch-ungarischen Monarchie bildet. Rückfichtlich dessen, was sich außerdem in dem Donaureiche ereignet, seitdem wir zuletzt darüber geschrieben (vergl. Bd. V, S. 143 f.), soll im Allgemeinen diesmal noch auf die — in Zukunft wegfallenden — politischen Uebersichten verwiesen werden. Ganz wenige Bemerkungen mögen zur Ergänzung dienen. Eine statistische Uebersicht über den Handel Oesterreich-Ungarns im Jahre 1869 weist ein Steigen desselben auch in diesem Jahre nach. Die Einfuhr betrug 398 Millionen Gulden, über 24 Millionen mehr als im Jahre zuvor, und die Ausfuhr völlig 427 $\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, fast 4 $\frac{1}{2}$ Millionen mehr als im Vorjahr. Was die Staatsfinanzen betrifft, so liegt die Ausführung des westösterreichischen Voranschlags für 1869 noch nicht ziffermäßig, wohl aber die für 1868 vor. Sie hat sich über Erwarten günstig gestellt, denn in Einnahme und Ausgabe ist die wirkliche Gebahrung um 37,886,794 Fl. günstiger als der Voranschlag. Auch in Ungarn konnte der eben jetzt an die Stelle des verstorbenen Reichsfinanzministers Becke berufene Finanzminister Lonhai, als er zum letzten Male zum ungarischen Reichstag sprach, verhältnismäßig günstige Eröffnungen über die Ausführung der letzten Voranschläge machen. Eine weitere Veränderung des ungarischen Ministeriums besteht darin, daß an Lonhai's Stelle Perka polyi zum Finanzminister und Szlavy zum Handelsminister ernannt worden ist, an Gorove's Stelle, der nun definitiv das Kommunikationsministerium übernommen hat, welches er seit Mikó's Rücktritt provisorisch verwaltete. Der Reichstag wird nun bald in die Gesamt-

*) Rückfichtlich Galiziens scheint aber eine Ausnahmestimmung im Plane zu liegen.

berathung über das vor Allem wichtige Gesetz über die Gemeinden und Municipien eintreten, welches am 28. April vorgelegt wurde. Die Linke wird es mit Entschiedenheit bekämpfen. — Die Wegen der slawischen Bewegung, welche in Westösterreich so hoch gehen, haben auch Ungarn nicht unberührt gelassen. Der Rückschlag des Aufstandes der Bochehen und der dortigen Kämpfe machte sich an mehreren Orten namentlich in der Militärgrenze fühlbar. Noch ganz vor Kurzem sollte eine Grenzerdeputation gegen die Ausführung der beschlossenen Einverleibung der Grenze in Ungarn, ins Besondere die successive und stückweise Einverleibung protestiren. Der Kaiser weigerte sich aber sie zu empfangen. Ganz besonders ist es Kroatien, wo die Nationalpartei ihr Haupt wieder höher trägt und der vor mehreren Jahren zur Herrschaft gelangten Unionspartei entgegentritt. Die Unzufriedenheit mit dem Ban ist im Wachsen; das Verlassen des Landtagsssaales durch 17 Deputirte (s. Bd. V, S. 726), die Niedersetzung eines Siebenerausschusses, um zu prüfen, ob der Ausgleich mit Ungarn eingehalten worden ist, endlich ganz neuerlich die Demonstrationen bei der Jelacic-Feier und die darauf hin erfolgten Verhaftungen sind nicht zu übersehende Symptome. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Fortgang der Ereignisse in Westösterreich auch darauf von Einfluß werden muß, ob die slawische Bewegung in Ungarn eine tiefer gehende Bedeutung erhält.

v. Wydenbruggk.

Der Abschluß der ersten Legislaturperiode des norddeutschen Reichstags. — Mit der Session von 1870 ist der Lebenslauf des ersten gesetzgebenden Reichstags beendet. Ohne Dazwischenkunft einer Auflösung sind die Wirkungen der ersten Wahlen sichtbar geworden. Der Norden Deutschlands wird nun mit den neuen Wahlen vor neue Aufgaben und in einigermaßen veränderte Verhältnisse treten. Bei der intimen Beziehung, in welcher die engern parlamentarischen Angelegenheiten Preußens zu den Vorgängen im Bunde stehen, ist der Umstand nicht zu verpassen, daß auch das preussische Abgeordnetenhaus der Erneuerung und zwar noch nach dem Dreiklassenwahlgesetz unterliegt. Die Verbindung der beiden Wahlsysteme ist eine interessante Ueberlieferung der seit 1866 vollzogenen Geschichte. Durch die letztere sind die Verhältnisse geschaffen worden, unter deren Regide der Bund selbst und die Art von parlamentarischem

Dasein möglich geworden ist, die mit der dreijährigen Thätigkeit des ersten gesetzgebenden Reichstags ihr Ende erreicht hat. Jene Verhältnisse haben sich in dem Maß geändert, als man sich von dem ersten Eindruck und den ersten Folgen des Jahres 1866 entfernt hat. Einerseits sind die Hauptumrisse des errungenen Zustandes durch die Zeit und einige Bemühungen ein wenig befestigt worden; andererseits ist der Zauber entchwunden, der die Gemüther durch ein allerseits unerwartetes und sogar von den leitenden Personen nicht vorausgesehenes Ereigniß eingenommen hatte. Der Nation war mit Sadowa ein Augenblick zu Theil geworden, in welchem ihr ein helleres Bewußtsein von ihrer verborgenen Kraft und der Möglichkeit ihrer Größe aufblühte. Ein Theil ihrer kriegerischen Leistungsfähigkeit war zu Tage getreten, und man glaubte, daß eine Energie, die sich unter dem Zwang der Verhältnisse auch gegen Deutsche hatte kehren müssen, ihre endgültige Bewährung in einer ausnahmslos festen Haltung gegen den Westen finden würde. Zwar ist seitdem die Art und Weise, wie man sich in Frankreich in den das dortige Nationalgefühl am meisten vertretenden Kreisen, in touangebenden Revüen und Journalen über den Nordbund ausgelassen hat, ein sicheres Merkmal gewesen, daß der Nordbund nach Außen etwas bedeutet. Man hat der deutschen Nation diese kleine Konsolidirung als eine Auflehnung gegen das Schicksal ihrer vermeintlichen Nichtigkeit ausgelegt. Bezeichnenderweise haben aber diese Urtheile in der jüngsten Zeit an Schärfe viel verloren, und man kann hierin nur das Zubehör der veränderten Lage sehen.

Die Zuversicht, mit welcher ursprünglich der berathende und dann der gesetzgebende Reichstag an seine Arbeiten ging und die auf größere innere Reformen und auf Erweiterung oder Stärkung der auswärtigen Beziehungen gerichtet war, ist mehr als einer bloßen Geduldsprobe unterworfen worden. Es hat sich mit jedem der drei Jahre 1868—70 und jeder Session immer mehr herausgestellt, daß die innere positive Gesetzgebung des Bundes auf die größten Schwierigkeiten stößt und bei jeder entscheidenden Hauptfrage zu einer Krisis führt, in welcher die übermächtigen Verhältnisse und der Hinblick auf den Schimmer nationaler Ziele in letzter Stunde den Ausschlag geben mußten. Neben dem innern Widerspruch, der zwischen den Parteien des freihheitlichen Aufschwungs einerseits und den Nothwendigkeiten im Lager

der Regierungen andererseits immer mehr hervorgetreten ist, hat sich auch ein anderer Sachverhalt von vorläufig noch größerer Bedeutung immer sichtbar gemacht. Es ist nämlich mit jeder Session klarer geworden, daß die Grundsätze, welche außer den Kriegereignissen dem norddeutschen Bund seine Entstehung gegeben haben, eine gewisse Schranke der auswärtigen Politik nicht zu überspringen vermögen. In dieser Beziehung haben wiederholte Kundgebungen des Bundeskanzlers den Gedanken sehr nahe gelegt, daß von vornherein Norddeutschland die Grenze der für ausführbar gehaltenen Pläne gebildet habe. Die Schlussurkunde der diesmaligen Session hat zwar in ihren letzten Worten von dem Gewinnen der Weltstellung für die deutsche Nation geredet, und der Graf Bismarck hatte in seiner Rede für die Todesstrafe und zur Rettung des Strafgesetzbuchs von der Quelle gesprochen, aus welcher die Berechtigung geschöpft worden wäre, „mit eisernem Schritt zu zermalmen, was der Herrstellung der deutschen Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegen stand“. Allein alles dies war nur eine Berufung auf die Vergangenheit und hatte nur den Sinn, den einzig erheblichen Akt der letzten Session in seiner über den besondern Gegenstand hinausragenden Bedeutung erscheinen zu lassen. Nicht das neue Strafgesetzbuch, die einzige größere Frucht der letzten Session und zugleich das isolirte Stück Kodifikation, zu welcher es in der ganzen dreijährigen Legislaturperiode gekommen ist, — nicht die Umarbeitung des preussischen Strafgesetzbuchs in ein norddeutsches war das Ergebnis, welches unter allen Umständen gerettet werden mußte. Hieran würde man regierungsseitig an sich keinen so großen Werth gelegt haben. Was aber unter allen Umständen als eine Niederlage erschien, war die eventuelle Resultatlosigkeit der Session und das Ende der Legislaturperiode, sowie der Schluß derselben mit einer Disharmonie. Die Beurkundung der Unvereinbarkeit der beiderseitigen Principien wäre Angesichts der Wahlen ein höchst unangenehmes Ereigniß gewesen. Ja auch abgesehen von den Wahlen war der moralische Eindruck, den ein solcher Ausgang der nationalen Einrichtung und der ersten Periode der Bemühungen gehabt haben würde, fast um jeden Preis, jedoch schwerlich um den des vollständigen Nachgebens von Seiten des Bundeskanzlers zu erkaufen.

Auf diese Weise ist das norddeutsche Strafgesetzbuch eine Thatsache geworden, und der

letzte Reichstag hat ähnlich wie das Zollparlament mit der Vermeidung der Resultatlosigkeit abgeschlossen. Das Nationalgefühl und die Besorgniß vor der Unehre, vollkommen entzweit auseinander zu gehen, hat in Verbindung mit besondern Vorgängen, welche mehr die einzelnen Abgeordneten und die Specialbemühungen der Regierung betrafen, die Wage der Entscheidung mit einer sehr kleinen Majorität von 127 gegen 119 Stimmen zu einem Ausschlag in derjenigen Richtung gebracht, welche man vorher mit einer etwas größeren Majorität verworfen hatte. Dieser verhältnißmäßig nicht hoch anzuschlagende Erfolg hat zwar gezeigt, daß dem Appell an die Rücksicht für die nationale Sache noch ein gewisses Maß von gleichartiger Gesinnung entgegenkommt; aber er hat auch zugleich bewiesen, daß eine tief wurzelnde Verschiedenheit der Bestrebungen besteht, die zu neuen stärkeren Konflikten führen muß und nur durch gewaltige Eindrücke überwunden werden könnte. Nie ist der Umstand, daß die innere und auswärtige Politik des preussisch-norddeutschen Systems in einer wesentlichen Richtung auf einerlei Princip beruht, so deutlich hervorgetreten, als in den späteren Sitzungen der diesmaligen Session. Die Aeußerungen des Bundeskanzlers haben Alles, was er früher gesagt oder worauf sich sonst schließen ließ, so vollkommen ergänzt, daß über die Nothwendigkeiten seiner Politik nicht der geringste Zweifel übrig bleibt.

Merkwürdigerweise ist es ein sehr abstraktes und doktrinäres Thema gewesen, welches den praktischen Leiter der Bundesangelegenheiten und Begründer der norddeutschen Einheit zur Darlegung seiner intimsten Antriebe vermocht hat. Die so verachtete Streitigkeit über die theoretische Berechtigung der Todesstrafe hat die Veranlassung zu politischen Entwicklungen gegeben, die ohne dies schwerlich in jener Schärfe zu Tage getreten wären. Zweimal im Laufe der Session hat der Bundeskanzler Anstrengungen gemacht, um das Princip der Todesstrafe zu retten. Das erste Mal hatte er nicht den geringsten Erfolg. Seine metaphysischen Gründe, über deren eigenthümlichen Charakter man in französischen Journalen mit Unrecht erstaunte, hatten nichts gefruchtet. Seine Rede wurde mit einer Abstimmung beantwortet, durch welche die Todesstrafe gestrichen war. Viele glaubten nun, daß keine spätere Rettung eine Aenderung herbeiführen könne. Auch blieb es bis gegen Ende der Session zweifelhaft, ob der abwesende, auf seinem Landstz durch Gesundheitsrückichten

zurückgehaltene Schöpfer des norddeutschen Bundes noch einen letzten Versuch wagen würde, wie weit seine Beredsamkeit das Schicksal der Angelegenheit zu wenden vermöchte. Er hatte gleich anfangs erklärt, daß ein Strafgesetzbuch ohne Todesstrafe seine Unterstützung nicht finden werde. Niemand, der einige Erinnerung von der Art hatte, wie man dem Parlament gegenüber nach solchen Engagements die Autorität einer ersten Erklärung festzuhalten pflegte, konnte daran zweifeln, daß von dem Princip der Todesstrafe in keinem Fall abgelassen werden würde. Es handelte sich daher nur um ein Kompromiß über die Einschränkung derselben.

Die letzte Abstimmung wurde wiederholt hinausgeschoben, weil man mit den Vorbereitungen noch nicht fertig war. Man betrieb die Verständigung im Einzelnen, und als mit der Sitzung vom 23. Mai die öffentliche Scene heranfam, mochte sie wohl nur der Befestigung der gewonnenen Stimmen oder der Erzielung einer etwas größeren Majorität gelten. Der Schöpfer des Bundes und seines Parlaments war angekommen, und an Stelle des früheren Appells an eine transcendente Lebensauffassung, in deren Rahmen die Todesstrafe eine besondere Bedeutung haben sollte, wurde jetzt der politische und nationale Gesichtspunkt ausschließlich zur Basis genommen. Die ganze Rede des Grafen Bismarck drehte sich um dieses Thema, und der oben erwähnte zermalmernde eiserne Schritt wirkte besonders anregend. Der innere Zusammenhang ist in Kürze schwer anzugeben; doch enthielt sie auch ein Programm für die innere Politik der nächsten Zukunft. In Rücksicht auf die Todesstrafe wurde nebenbei und mit leichter Mühe der Plancksche Antrag zerrieben, der in Sachsen und dem übrigen Gebiet der bereits abgeschafften Todesstrafe die Wiedereinführung derselben ausschließen wollte. In der Hauptsache bemühte sich die Rede, drei Verhältnisse fühlbar zu machen. Erstens müsse etwas gesehen, und es sei unnational, das Strafgesetzbuch scheitern zu lassen. Zweitens sei das politische Princip, welches die Regierungen leite, nicht damit verträglich, daß der Schutz wegfalle, welcher in der Todesstrafe für das regierende Haupt gefunden werde. Drittens würden sich im Falle einer ungünstigeren Kundgebung der Ansichten die Regierungen einem andern Parlament gegenüber in der Defensiv halten müssen, und es werde alsdann die Aussicht auf ein Strafgesetzbuch in größere Ferne gerückt. Im entgegengesetzten Fall werde man sich aber zu

den heute angebotenen Opfern nicht entschließen, und es werde die Gesetzgebung alsdann einen der gegenwärtigen Opposition weniger erwünschten Charakter erhalten. Diese Ideen, in denen das Wichtigste die Ankündigung der künftigen Defensiv war, wurden am andern Tage mit specieller Rücksicht auf die Sicherung der fürstlichen Personen ergänzt.

Das Ergebniß der Aufregung beider Tage war außer der erwähnten principiellen Belassung der Todesstrafe für den Mord auch die Durchbringung des Kardorffschen Antrags mit 128 gegen 107 Stimmen, dem zufolge nicht nur Mord, sondern auch der bloße Versuch, der sich gegen das Bundesoberhaupt oder gegen die Fürsten der Einzelstaaten richtet, mit dem Tode bedroht wird. Hienach war weiter keine Klippe zu umschiffen. Der Reichstag hatte in den zwei Tagen vom 23. und 24. Mai mehr geleistet, als seit dem 14. Februar zusammengenommen. Am nächsten Tage konnte er schon eingeladen werden, sich am 26. Mai, d. h. zu Himmelfahrt, verabschieden zu lassen. Die Einheit des Strafrechts war gesichert, und das Vierteljahr, welches die Versammlung ohne Einrechnung ihrer zollparlamentarischen Funktionen getagt hatte, war nicht verloren worden. Ein gewisses dramatisches Interesse, welches sich an dieses mühevollen und so oft beschlußunfähige Dasein geknüpft hatte, war durch ein gutes Ende aus seiner Spannung gelöst worden.

Die Stellung der Parteien in der principiellen Abstimmung vom 23. Mai hatte das Schauspiel der gewöhnlichen ziemlich gleichen Balancirung dargeboten. Für die Regierungswünsche stimmte nur ein Theil der Nationalliberalen; auf der andern Seite bildete die Fortschrittspartei den Kern, an welchen sich diesmal außer den bekannten Oppositionselementen auch die Sachsen angeschlossen. Die Umkehrung der früheren Abstimmung (ein Gegenstück des ähnlichen Schlußvorgangs im Zollparlament) war durch die Befehung von 19 Stimmen bewirkt worden, unter denen die preussisch altliberalen Elemente, namentlich die Entschließung des Grafen Schwerin, den Ton angaben. Die Erregtheit war bei der namentlichen Stimmabgabe sehr groß; in einem besonders ausgezeichneten Fall wurde eines der Ja sogar mit einem Pfui begleitet. Die Physiognomie dieser letzten Session war überhaupt in Rücksicht auf die Anzeichen der Zukunft ziemlich bedenklich geworden. Einige Züge derselben mochten auf Rechnung der bevorstehenden Wahlen gesetzt werden können;

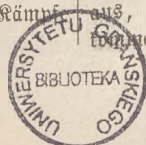
aber es fehlte auch nicht an Spuren davon, daß der in Frankreich lebendig gewordene Geist auch seinen Antheil hatte. Es war daher nicht unwichtig, daß in den principiellen Schlußabstimmungen der Bundeskanzler daran erinnern konnte, daß ein Plebisit die Todesstrafe ohne Zweifel sanktioniren würde.

Von mehreren Seiten ist der Angelpunkt, um welchen sich die Session drehte, ausschließlich als eine Kultur- und Humanitätsprincipienfrage aufgefaßt worden. Hieneben hat das eigentlich Politische sicherlich auch einige Berechtigung; denn für die Regierungen und vom Standpunkt des Bundeskanzlers hatte es sich um etwas mehr als um die bloße Opposition gegen eine Humanitätstheorie gehandelt. Es ist dasselbe politische Princip, welches auch in die norddeutsche Bundeschöpfung verwebt wurde, gegen den Abbruch eines wesentlichen Ecksteins verteidigt worden. Wenigstens muß man sich derartig ausdrücken, wenn man die Ansichten zu Grunde legt, die den Urheber des norddeutschen Bundes leiten. Er entlehnte von den Uebersetzungen der europäischen Revolutionsströmung die nationale Idee und das Vertrauen auf die Lösungen durch Eisen und Blut. Er kombinirte aber hiemit alle Traditionen des alten Regime, insoweit dieselben die Regierungsgewalt in feudal kirchlichem Geiste begründeten und die entsprechenden Volksansichten zur Grundlage der innern und äußern Politik machen. In modernisirter Gestalt ist dies auch wesentlich das französische System, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Legitimität erst erworben werden soll und die Zurückführung der dynastischen Gewalt auf einen religiösen Ursprung erst eine der jüngsten Wendungen repräsentirt.

Die Debatten über die Todesstrafe sind besonders geeignet gewesen, jenen principiellen Gegensatz der politischen Anschauungen klar zu stellen, welcher die romantischen und die modernen Elemente der deutschen Politik von einander scheidet. In dieser Hinsicht hat die letzte Session einen Aufklärungsdienst geleistet, der ihre sonstigen Früchte überragt. Mit diesem Abschluß ist es klar geworden, daß die auf dem Boden des alten historischen Rechts, welches nur durch Eroberung oder Vertrag modificirt werden kann, fortschreitende Nationalpolitik ihre ehernen Schranken habe und sich an gewissen Mächten brechen müsse. Das Gefühl dieser Schranken ist mehr als je lebendig geworden und wird seinen Einfluß auf die bevorstehenden innern Kämpfe nicht verfehlen.

Der Charakter des norddeutschen Bundeparlaments läßt sich weit besser aus seinem bisherigen Lebenslauf als aus den Verfassungsparagraphen ersehen. Die drei Jahre haben hierüber viel gelehrt. Die erste gesetzgebende Session von 1867 war die an fruchtbarsten Einzelgesetzen wichtigste. Die Bildung des norddeutschen Heeres stand im Vordergrund, das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst nebst Zubehör war hier der Mittelpunkt. Die preussische Armee hat sich zu einer norddeutschen erweitert und steht mit den badi-schen Truppen bereits in sehr enger Verbindung; dies ist das Hauptergebniß, wenn man diejenigen Mächte betrachtet, durch welche jederzeit der feste Rahmen für alles Uebrige verbürgt werden muß. An zweiter Stelle stehen die wirtschaftlichen Gesetze. Es sei nur an die Freizügigkeit und an die verschiedenen Verkehrsvereinfachungen, Postreform, Passwesen u. dgl. erinnert. In nationalökonomischer Hinsicht war die Aufhebung der Zinsbeschränkungen ein nicht unwichtiger Schritt. Ueberhaupt hatten sich die materiellen Interessen nirgend über Vernachlässigung zu beklagen, wo ihnen durch Aufhebung überlebter Beschränkungsformen ein Dienst geleistet werden konnte.

Hatte die erste Session noch den Charakter des Aufschwungs, einer ziemlichen Einigkeit und der thatsächlichen Befriedigung an sich getragen, so offenbarte schon die nächste Session von 1868 die Anlagen zur permanenten Krisis. Diese Session wäre nämlich, abgesehen von der Erledigung der laufenden Geschäfte, ergebnislos abgelaufen, wenn sich der Bundesrath nicht noch nachträglich entschlossen hätte, das Nothgewerbegesetz gutzuheißen. Ueber eine Gewerbeordnung hatte man sich nicht einigen können; das halbe Duzend Paragraphen, durch welches man die Lücke der Verständigung auszufüllen suchte, leistete in der That gute Dienste. Auf der Grundlage dieser wenigen Gewerbeparagraphen, die einen für die Regierungen unerträglichen Uebergangszustand schufen, wurde eine vollständige Gewerbeordnung für die Session von 1869 eine unumgängliche Nothwendigkeit. Hieraus erklärt sich, daß diese letztere (dritte) Session vor einer eigentlichen Krisis bewahrt blieb. Man arbeitete beiderseits unter dem Zwange des schon 1868 Sanktionirten; man arbeitete nur die festgestellten Punktationen eines nicht bloß bindenden, sondern schon wirksam gewordenen Vertrags aus, der die Regierungen in seiner unvollkommenen Form genirte und die im Parlament



vertretenen Interessen in dieser Gestalt ebenfalls nicht befriedigen konnte. So wurde eine umfassendere Gewerbeordnung die Frucht der reichstäglichen Thätigkeit von 1869, und es wurde bei dieser Gelegenheit auch ein Stück der sozialen Frage erledigt, indem die Aufhebung der Koalitionsbeschränkungen im Wesentlichen nun wirklich vollzogen wurde.

Für die Session von 1870 waren keine Puntationen vorhanden und die Krisis ist daher auch nicht ausgeblieben. Hätte man für das Strafgesetzbuch ebenfalls nur ein halbes Duzend Hauptpunkte vorher vereinbaren können, so würde die parlamentarische Berathung der Sache einen ähnlichen Verlauf wie im vorangehenden Jahr bei Erledigung der Gewerbeordnung genommen haben. So aber hat man sich gegen Ende nach gänzlich schwankenden Grundsätzen unter dem Eindruck einer sehr möglichen Vergeblichkeit der ganzen Bemühung gearbeitet. Zuletzt ist man im Grunde der Sache zu etwas Aehnlichem gelangt wie in der Session vor zwei Jahren. Ein Nothstrafgesetz hatte keinen Sinn; man hat aber dafür ein Nothstrafgesetzbuch vereinbart, indem man aus der Noth eine Tugend und nicht bloß vom humanitären, sondern auch vom politischen Standpunkt solche Zugeständnisse machte, wie sie mit der ersten Haltung des Parlaments kaum vereinbar schienen. Die äußerst geringe Majorität prägt dem ganzen Endergebniß seinen Stempel auf und läßt kaum einen Zweifel übrig, daß ein neues Parlament die Elemente der Krisis, die seit zwei Jahren schon eine so entscheidende Rolle spielten, noch verstärken werde. Hierbei ist natürlich vorausgesetzt, daß die Wahlen unter normalen Umständen Statt haben.

Der bisherige Rückblick betraf nur die wichtigsten positiven Ergebnisse der vier Sessionen. Fragen wir aber nach den negativen Vorgängen, so dürfen wir nicht vergessen, welchen Ausgang die Steuer-campagne von 1869 genommen hatte. Der Bund ist seiner Verfassung nach wesentlich auf die indirekten Steuern angewiesen; eine ganze Auswahl neuer Steuerpläne war regierungsfeilig vorgelegt worden. Es handelte sich damals noch darum, das preussische Deficit im Wege der Bundesgesetzgebung zu decken. Bekanntlich scheiterten sämtliche Versuche an überwältigenden Majoritäten, und nur die mehr formal als materiell erhebliche Verallgemeinerung des Wechselstempels war die kleine Frucht der großen, fast nach allen Richtungen und gegen alle Interessen ausgreifenden, sowie auch vom rein finanziellen Standpunkt höchst interessanten

Besteuerungsunternehmungen. Später hat man die Lösung in einer andern Richtung, im Wege der preussischen Staatsschuldengesetzgebung suchen müssen. Alle negativen Resultate fassen sich dahin zusammen, daß die Schwierigkeit der Besteuerung in Norddeutschland durch das Vorhandensein des Reichstags gewachsen ist. Das allseitige System der Defensivität ist erkennbar und sie wird am nachdrücklichsten da geübt, wo der Widerstand gegen Steueränderungen die allpopulärsten Chancen hat. Erinnert man sich, daß die nächste Legislaturperiode schon mit dem bisher allem Streit entrückten Militäretat zu thun erhalten wird, so kann man bemessen, was die Steuer-campagne von 1869 zu bedeuten habe.

Befänden wir uns im norddeutschen Bunde in einer ganz normalen, nicht auf erhebliche Organisationen wartenden und einem Uebergangszustand angehörigen Entwicklung, so würden die Details der letzten sowie auch der frühern Sessionen eine verhältnißmäßig größere Wichtigkeit haben. So aber stellen sich die Ergebnisse relativ ganz anders. Die Civilprozeßordnung drängt, und es können daher z. B. die provisorischen Rechtshülfsbestimmungen nicht allzu viel bedeuten. Man hat ein Strafgesetzbuch; aber es fehlt an einer Ordnung des Strafverfahrens, welches selbst in Preußen auf den aller verschiedensten Principien und Gesetzen beruht. Das Strafgesetzbuch wird daher die Inkonsequenzen der mannichfaltigen Strafprozeßordnungen nur noch deutlicher herausstellen und wird selbst mit den älteren preussischen Ueberlieferungen in Konflikt gerathen. Der preussische Staatsgerichtshof ist zwar ausdrücklich sicher gestellt worden, nachdem man ihn zuerst angefochten hatte. Indessen bleiben noch andere Schwierigkeiten übrig, auf deren Darlegung wir jedoch erst in einem besondern Artikel über das Strafgesetzbuch eingehen können. Relative Kleinigkeiten, wie die Subvention der Gotthardsbahn und die Erkaufung der Elbzollbeseitigung durch die Entschädigung an Mecklenburg, zählen kaum mit, wenn es sich um größere Fragen und eine schaffende Thätigkeit des Bundes handeln soll. Die wirthschaftlichen Gesetzgebungsschemata der letzten Session, welche nicht einzelne parlamentarische Verwaltungsakte, sondern die Feststellung von Regeln und Grundsätzen zum Gegenstand hatten, fehlten allerdings nicht. Das Bedeutendste ist in dieser Gattung die Befreiung der Aktiengesellschaften von den Konzeptionshindernissen gewesen. Hiemit hängt auch

ein Stück einheitlicher Gestaltung des Handelsrechts zusammen, welches aus älteren Sessionen datirt. Das deutsche Handelsgesetzbuch und die Wechselordnung sind schon früher zu streng norddeutschen Codices geworden, womit Einiges gewonnen wurde, indem die einzelstaatlichen Veränderungen an denselben hiemit für den Bund wegfielen. Hierzu war ein Stückchen Einheit der Gerichtsorganisation gekommen, indem das Bundesoberhandelsgericht zu Leipzig nach diesen Quellen zu entscheiden haben wird. Diesem obersten Gerichtshof in Handelsachen wird nun auch die letztinstanzliche Entscheidung aus dem neuen Gesetz über die Aktiengesellschaften anheimfallen. Ebenso wird es der letzte Richter über die Autorrechte sein und insofern eine gewisse praktische Einheit für das in der letzten Session zu Stande gebrachte Gesetz über das geistige Urheberrecht bilden. Letzteres Gesetz ist im Wesentlichen nur eine Ausdehnung der Hauptbestimmungen des preussischen vom 11. Juni 1837. Was die neue Regelung des Unterstützungswohnstüzes und das Gesetz über die Bundes- und Staatsangehörigkeit betrifft, so sind hiemit über die preussischen Bestimmungen hinaus wenigstens formale Fortschritte gemacht. Doch ist man von der Umbahnung eines veränderten Armenpflegeystems noch weit entfernt geblieben.

Manche, die auf die vier Sessionen zurückblicken, werden zu Gunsten des Kulturfortschritts an Gesetze erinnern, die wie die Aufhebung der Schulhaft und des Lohnarrestes auf dem

Wege der modernen Bestrebungen lagen und für die neuere Basis der Kreditentwicklung nicht minder zeitgemäß wirkten als für die Interessen der zunächst und unmittelbar Beteiligten. Im Ganzen kann man diese und ähnliche Akte aber nur als Symptome, nicht aber als Errungenschaften auffassen, die zu den neuen Zielen in gehörigem Verhältnis ständen. Die wirtschaftliche Gesetzgebung ist allerdings nächst der militärischen im Reichstage am weitesten gekommen; aber sie hat überall die Schwierigkeiten erprobt, welche mit dem System der Zerstückelung und Vielheit der Parlamente und ihrer Geschäftskreise verbunden ist. Das parlamentarische Ansehen ist in drei Jahren nur in so weit einigermaßen aufrecht erhalten worden, als die Verneinung und Defensivwirkung werden konnte. Das Ende der Legislaturperiode hat aber noch besonders eindringlich daran gemahnt, daß der Grundsatz des Theilens und Herrschens auch den Parlamenten gegenüber gilt, und daß es weit leichter ist, mit einer von vier entscheidenden Körperschaften ein Arrangement zu treffen, als es sein würde, wenn die übrigen drei gar nicht vorhanden wären. Dieses Bruchsystem der Parlamente (Zollparlament, Reichstag, Abgeordnetenhaus und Herrenhaus) ist die Erbschaft des preussisch-norddeutschen Systems, die aller Voraussicht nach auch noch der künftige Reichstag zu erproben haben wird, und es ist zugleich ein Erklärungsgrund des gekennzeichneten Lebenslaufs und der Neigung zu Krisen, welchen der jetzt abgelaufene Reichstag anheimfallen mußte.

M e k r o l o g.

Beaubois, v., der alte Hausfreund der Familie Orleans, Schwiegersohn von dem General de Rungth, dem Adjutanten Louis Philippe, † am 26. Mai in Paris im Alter von 51 Jahren. Lange Jahre seines Lebens widmete er den Kindern der Herzogin von Orleans.

Bouli, Graf Friedrich von, Sohn des österreichischen Reichskanzlers, † am 26. April in Honolulu auf den Sandwichsinseln, 29 Jahre alt. Er machte jedoch die ostasiatische Expedition als Major der Marineinfanterie mit.

Cameron, Charles Duncan, ehemaliger britischer Konsul in Abyssinien, † am 31. Mai in Genf. Seine Gefangenschaft seitens des Königs Theodor wurde die Veranlassung zum abyssinischen Kriege. Nach seiner Befreiung kehrte er nach England zurück, trat mit Pension aus dem Staatsdienst und ging zur Wiedererlangung seiner Gesundheit nach der Schweiz.

Dambrey, Vicomtesse, Witwe des verstorbenen Pairs von Frankreich, dessen Vater als Kanzler von Frankreich die Ordnanungen von 1830 unterzeichnete, † Mitte Mai im Schlosse Monigny bei Metz. Mit dieser Dame erlischt die Angouleme-Linie der Plantagenets. Ihr Vater, Graf Deshayes, der Voge am Hofe Louis XVI. mar., führte die Wappen Englands in seinem Schilde.

Eberwein, Julius, Aufsatzrath, ein durch vielseitige Betheiligung im öffentlichen und socialen Leben in ganz Autringen bekannter Mann, im Jahre 1854 im Landtage Representant in der Domänenfrage, † am 20. Mai in Rudolstadt.

Harring, Harro Paul, ein politischer Agitator ersten Ranges, Maler, Schriftsteller und Dichter, entleibte sich

am 15. Mai in seiner Wohnung auf der Insel Jersey. Er war geboren am 28. August 1798 zu Ibsendorf bei Yttum, gab 1819 die „Blüthen der Jugend“ und mehrere Dichtungen heraus, 1820 seinen „Rönngaar Gær, Fahrten eines Friesen in Dänemark, Deutschland, Ungarn etc.“; zog von Dresden, wo er die Akademie besuchte, nach Oesterreich, Kopenhagen, als Missionare nach Griechenland, dann nach Rom und Frankreich und diente 1828 einige Monate in einem Garde-Regiment in Warschau. Seine Werke „Der Vole“ und die beigelegenen „Memoiren über Polen unter russischer Herrschaft“ vertrieben ihn, Sachen und Bayern versagten dem unruhigen Kopf den Aufenthalt und er ging nach Straßburg, wo er das „Konstitutionelle Deutschland“ herausgab. Von dort ging er nach der Schweiz, ward wegen Theilnahme am Savoyenzug verhaftet und nach England abgeführt (1836-38). Nach einem Duell und mehrfachen, durch Betheiligung an politischen Untrieben hervorgerufenen Verhaftungen besuchte er Nordamerika, Brasilien und Norwegen. Überall in Europa ausgemienet, blieb er endlich in England. Sein bester Roman ist „Dolores“. Außerdem sind zu erwähnen: „Der Carbonaro zu Spoleto“, „Julius von Dreifalten“ und das Heldengedicht „Savary und Buttigiani“, ein Trauerspiel, „Die Dynastie“ und das historische Drama „Moses zu Tais“.

Hügel, Carl Eugen, Freiherr von, königlich württembergischer Kammerherr und Staatsminister, † am 29. Mai in Stuttgart. Geboren den 24. Mai 1805, trat er 1828 in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wurde 1832 zum provisorischen, 1833 zum definitiven Gesandtschaftssekretär in Paris, 1834 zum königlichen Kam-

merherrn ernannt. Im Jahre 1841–48 war er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am großbritannischen Hofe. Im Jahre 1850 ging er in derselben Eigenschaft nach Berlin und zwei Jahre später nach Wien. Am 29. Oktober 1855 übertrug ihm der König das Ministerium der Familienangelegenheiten des württembergischen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, am 21. September 1864 schied er aus dem Staatsdienst.

Neuwahl, Albert von, gewesener Sektionschef im österreichischen Finanzministerium, Verwaltungsrath der Südbahn-Gesellschaft und der Franco-Oesterreichischen Bank, Fabrikant und Gutsbesitzer, nährlicher Landstand, 1848 liberaler Vertreter Wiens im Reichsrath, dann im Frankfurter Parlament, 1850 österreichischer Regierungskommissar in Schleswig-Holstein, † am 13. Mai in Wien.

Pasini, L., Vizepräsident des italienischen Senates, † in Florenz am 23. Mai.

Preuß, von, Major a. D., eine aus den 1848er Märzereignissen bekannte Persönlichkeit, † am 31. Mai in Berlin. Eine damals vielbeliebte, gegen ihn erhobene Beschuldigung, Verrath am Volke begüßigt zu haben, hatte am 19. März eine Entkräftung seines Hauses (Heiligsgeiststraße 23) zur Folge, wobei er indessen der Lebensgefahr entrann.

Riefenschal, Rechtsanwält, † am 21. Mai in Wesel, 44 Jahre alt. In der Konfliktzeit vertrat er im Abgeordnetenhaus die Volkspartei Sigmaringen und gehörte der Fortschrittspartei an.

Schwarz, Joh. Karl Eduard, geheimer Kirchenrath, Vertreter der freithenigen theologischen Richtung, hervorgegangen aus der Schleiermacherschen Schule, † am 18. Mai in Jena. Er war geboren am 20. Juni 1802 in Halle, wurde 1825 Gymnasiallehrer in Magdeburg, 1826 Pfarrer in Altenweddingen und 1829 Prediger und Professor in Jena, wo er als akademischer Lehrer, hinreißender Kanzelredner und tüchtiger Schriftsteller in gleich hohem Ansehen stand. Seine kirchlichen Aemter hatte er 1868 niedergelegt.

Argüiza, Don Justo Jose de, paraguayischer General, wurde in der Nacht des 12. April zu San Jose durch eine Truppe von 300 Mann unter Anführung seines eigenen Schwiegersohns, des General Lopez Jordan, ermordet. Er war geboren 1800 in der Provinz Entre Rios, schlug sich während der Kriege in den Kaplatastaaten vom Gaucho bis

zum General empor, besiegte den General Rojas 1852 bei Santos Lugares und war unter dem provisorischen Präsidenten Don Vincente de Lopez faktischer Inhaber der Gewalt. Im Jahre 1853 wurde er konstitutioneller Direktor der 13 Bundesstaaten und nach Ablauf seiner Amtszeit 1860 Oberbefehlshaber der Armee und Flotte. Diese Stellung legte er nieder, als sich die Argentinische Republik unter Vorherrschaft von Buenos-Ayres rekonstituirte, hatte aber seitdem seine Hände bei allen Aufstandsversuchen im Spiel, welche die Staaten der Konföderation zu einem reinen Föderativverhältnis zurückführen wollten.

Weißhaar, Joseph, einer der Chefs der ersten republikanischen Schilderhebung Heders im April 1848, † in Zürich am 22. Mai. Vor 1848 war er Wirth zum „Engel“ in dem badischen Orte Kottfetten und übernahm später in der Schweiz den Gasthof „Zum Hirschen“ zu St. Mollen bei St. Gallen. Weißhaar und der ehemalige badische Lieutenant Sigl kommandirten in der Revolutionszeit die in der Gegend von Konstanz und im Hegau angeworbenen Freischaren, welche sich bei Kandern mit Heders Schar verbinden sollten. Weißhaars Kolonne traf jedoch in Mollingen bei Badisch-Neuenfelden fast gleichzeitig mit dem Verdratte von Heders Niederlage bei Kandern ein; dieselbe wügte sich daher zugleich mit der eben dort postirten Struve'schen Kolonne am 21. April bei Annäherung der heffischen und württembergischen Soldaten theils zerstreuen, theils über den Rhein zurückziehen, wodurch die unglückliche Sache ihren Abfluß fand.

Zundani, Vincente, ein um Erforschung, Sammlung und Erhaltung der Alterthümer von Aquileja sehr verdienster Archäologe, † ebendasselbst am 24. Mai, 66 Jahre alt.

Zieten, Graf Leopold von, königlich preussischer geheimer Regierungsrath, † am 19. Mai in Breslau. Er war am 28. Mai 1802 in Danzig geboren, war bis zur Mitte der vierziger Jahre Landrath im Kreise Waldenburg und zeigte sich 1848 namentlich in dem Streite mit Euarb Fels als ein Hauptvertreter des konservativen Elementes. Im Jahre 1848 war er Corpsführer der berittenen Breslauer Bürgerwehr und wurde später, nach kurzer Mitgliedschaft in der zweiten Kammer, Direktor des Kreditinstitutes für Schlesien.

Neue Bücher.

Böhme, Jul., und die Mithymisten, nebst Anhang: J. G. Sichts Leben und Irthümer. Von G. E. A. von Harleß. Berlin, Schlawitz.

Deutsche Frauen, Geschichte ders., von Zapp. Berlin, Henschel.

Erasmus von Rotterdam, seine Stellung zu der Kirche der Zeit. Von F. D. Eticart. Leipzig, Brockhaus.

Frankreich, Tableaux de la révolution française. Von A. Schmidt. 3. Bd. Leipzig, Veit.

Gesch. Aus der alten Registratur d. Staatskanzlei. Briefe politischen Inhalts von und an Fr. v. Genß. 1799–1827. Von C. v. Klintowförm. Wien, Braumüller.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Deutschland, Italien und

Aegypten. Vom Nordseestrand zum Wüstenland. Von W. Waldeck. Berlin, Langmann.

Oberammergauer Passionspiel, von S. Brunner. Wien, Braumüller.

Oesterreichisch-ungarische Monarchie und die Politik des Grafen Beust. Von einem Engländer. Leipzig, Veit.

Preußen. Was hat Preußen für Deutschland geleistet? Von Wolfg. Menzel. Stuttgart, Kröner.

Rom, Geschichte d. Stadt, von A. v. Reumont. 3. Bd., 2. Abth. Berlin, Decker.

Rußland, Freis., von W. H. Dixon. Deutsch von A. Strodtmann. Berlin, Fr. Dümcker.

Städteverfassung in Deutschland, Geschichte derselben, von G. v. Maurer. 2. Bd. Erlangen, Enke.

Kunst.

Die moderne Plastik. I. Die Wiedergeburt der Bildhauerkunst nach ihrem kläglichsten Verfall im 17. und 18. Jahrhundert knüpfte sich an drei Namen: Antonio Canova, Bertel Thorwaldsen, Gottfried Schadow. Dauernd wirksam, weil principieller Natur ist des Ersteren Verdienst um seine Kunst, das wir kurz und schlagend mit den Worten Jakob Burckhardts

bezeichnen: es „lag darin, daß er nicht bloß im Einzelnen anders stilisirte als die Vorgänger, sondern die ganze Aufgabe neu im Sinne der ewigen Geseze seiner Kunst aufzufassen suchte“.

Was ihm in der Gestaltung des Einzelnen noch mangelte, der hohe Sinn und der reife Adel der Form, das gab der neueren Plastik Thorwaldsen, dessen erschöpfende Charakteristik

als des „nachgeborenen Griechen“ längst gegeben worden. Aber in Beider Kunstart fand das specifisch Moderne keinen vollkräftigen Ausdruck. Mit ihrer Stoffwahl stütete diese Plastik in eine längst entschwindende Welt, deren Gedanken- und Formen-Inhalt freilich als ein bewußtes Hauptingredienz der modernen Bildung und Anschauung ziemlich unmittelbaren Verständnisses sicher war. Sehr spröde aber, gelegentlich sogar ablehnend verhielt sie sich gegen die neuen zeitbewegenden Ideen und zog es nicht selten vor, die antike Analogie anstatt des modernen Stoffes zu bilden.

Es gehörte eine ungewöhnliche Unabhängigkeit des Geistes, Freiheit von Vorurtheilen und kräftiges Selbstbewußtsein dazu, dem Beispiel der Besten, der allgemeinen Stimme und dem Mangel an ermutigenden und Wegweisenden Vorbildern gegenüber mit dem wieder aufgestrichenen Alten grundsätzlich zu brechen und neue Bahnen mit festem Führenschrift einzuschlagen; und es dürfte schwerlich eine günstigere Mischung der geistigen Substanz in dem Vollbringer dieser kühnen That erdacht werden können, als eine gewisse Trockenheit und nüchterne Verständigkeit der Sinnesweise mit einer starken Dosis jugendlich muthwilligen Thätigkeitstriebes, vielleicht besser gesagt Thatendranges versetzt.

Diese Mischung fand sich in seltenem Grade und vortrefflicher Temperatur in Gottfried Schadow vor, dem Manne, der, ein ächter Sohn des märkischen Sandes, dabei schon in früher Jugend die Lust und Fähigkeit zu herzhafter Entschließung bethätigte, als er sich die Gattin allen Hindernissen zum Trotz nicht sowohl heim, als vielmehr in die Ferne führte. Trotz aller officiellen Regulative stellte er in seiner Kunst die ersten bahnbrechenden Schöpfungen, die Helden des großen Preußenkönigs, in dem unverfälschten Habitus ihrer leibhaftigen Erscheinung dar, durch die That das Vorurtheil belegend, daß die Idealisierung der körperlichen Erscheinung moderner Menschen auf dem Wege der äußerlichen Umgestaltung — in seinem Sinne einer Verunstaltung — zu vollziehen sei, und nicht vielmehr in einer geistigen Erfassung des Wesens und der Durchdringung der Leiblichkeit mit der sie bewegenden und durch sie vertretenen Idee zu bestehen habe; und mit dem nicht zu beirrenden Bewußtsein, ein unumstößliches Fundamentprinzip des Schaffens gefunden zu haben, trat er, allen Beeinflussungen entgegen, mit demselben Grundsatz auch an die Lösung der Aufgabe heran, die Gestalt des alten Fritz

selber vor die Augen seines bewundernden Volkes zu stellen.

Er hatte seiner Zeit vorgegriffen, und erst ein halbes Jahrhundert später durfte sein großer Schüler, Christian Rauch, das Werk in dem Geiste vollenden, in dem er es mit ahnungsvollem Blicke vorher erschaut hatte. Mannichsaches Mißgeschick, schließlich die entsetzlichste Heimjuchung für einen bildenden Künstler, der Verlust des Augenlichtes, bewirkte es, daß Schadow nicht zu derjenigen Geltung gelangte, die seinem ungemeinen Verdienst entsprechend wäre. Nicht schnell und vollständig trat er vom Schauplatz ab, sondern unmerklich, und ehe der gänzliche Verlust seines Wirkens einen sammelnden Rückblick auf die Summe seiner Verdienste veranlaßte, sank der Mitlebende, aber nicht mehr Mitwirkende in die Vergessenheit, und als er endlich hochbetagt und längst überlebt das Feld seiner Wirksamkeit verließ, da hatte Rauch bereits Zeit und Gelegenheit gehabt, sich im Bewußtsein der Zeitgenossen als der erste Bildner der Gegenwart festzusetzen, und den Meister, auf dessen Schultern er stand, um den werthvollsten Theil seines Ruhmes zu bringen.

Die Geschichte wird nicht zögern, das begangene Unrecht wieder gut zu machen und Schadow in seine vollen Rechte einzusetzen. Im Interesse der Zeit aber nahm Rauch unwiderstlich den ersten Platz vorweg, und durch eine große Zahl begabter Schüler sicherte er sich einen dominirenden und — nehmen wir es vorweg — heilsamen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Plastik bis in unsere Tage hinein. Für unsere Betrachtung aber zählen auch die letzten Werke des 1857 verstorbenen Meisters nicht mehr: sein Friedrichsdenkmal und seine nach dem Tode des Ersinners von seinem Schüler Albert Wolf mit pietätvoller Liebe in Marmor ausgeführte Mosesgruppe, die bezeichnenden Hauptwerke seiner Schlußperiode, gehören der fertigen Geschichte an, nicht der modernen, d. h. im Schwanken der Tagesinteressen und Meinungen hin- und hergeworfenen Kunst, wie selbst solche Werke seiner Schüler, die in viel frühere Zeit hinaufreichen.

Leider begnügte sich auch das künstlerische Leben Deutschlands, wie sein nationales an Zerspitterung gewöhnt war, nicht mit diesem einen Mittelpunkt, sondern es entstand plötzlich ein zweiter im Süden, hervorgegangen aus dem Kunsttreibhause, welches König Ludwig in München etablierte. Auch hier war der königliche Mäcen von demselben Glücke begünstigt, welches

alle seine Unternehmungen mit einem vorübergehend blendenden Glanze umgeben hat, aber — allenfalls mit Ausnahme von Cornelius — allen seinen künstlerischen Mitarbeitern mehr oder minder zum Unsegen ausgeschlagen ist, — einen Mann von seltensten Fähigkeiten zu finden: Ludwig Schwanthaler war zwar von dem Münchener Akademiedirektor Peter von Langer, der sich durch die Verkennung des Talentcs auch bei einem Cornelius und Heinrich Hess die Ewigkeit seines Namens als desjenigen eines stupiden Schulpedanten gesichert hat, wegen der vorauszu- setzenden Ausschichtslosigkeit seiner Bemühungen von der Akademie heimgeschickt. Aber dreihundert- jährige Tradition der Kunst in seiner Familie und sein eigenes Talent ließen ihn unter der Leitung des Vaters mit den Handgriffen der Bildnerei vertraut werden; und durch eine dekorative Arbeit dem Scharfblick des Cornelius empfohlen, fand er durch diesen ein höheres Feld der Thätigkeit; Ludwig, damals noch Kronprinz, beschäftigte ihn und schickte ihn zu seiner Ausbildung nach Rom zu Thorwaldsen. Es war 1826. Zurückgekehrt schuf er in der kurzen noch übrigen Spanne seines Lebens (er starb bereits am 15. November 1848) jene Fluth von kleineren und größeren, trotz und wegen ihrer Bestimmung durchweg dekorativen Skulpturwerken, mit denen das neue München überschwenmt ist, und eine erhebliche Anzahl monumentaler Arbeiten für andere Orte.

Die Verschiedenartigkeit der Schule, die zwiespältige Richtung seines Geistes, die Abhängigkeit von Bestellerlaunen, die übersteigerte Produktion, die frühe Unterbrechung der selbstthätigen Arbeit durch hemmende Krankheit, alle diese und gelegentlich noch andere Umstände ließen sein Talent zu keiner abgeschlossenen künstlerischen Vollenendung hindurchdringen. Sprudelnde Erfindung und formgewandte Hand würden ihm vergeblich abgesprochen werden, aber weder die Aufgabe im Ganzen, noch die Lösung im Einzelnen reiflich durchzudenken und organisch gegliederte Kunstwerke darzustellen, fand er jemals Muße. So repräsentirte die Thätigkeit des Künstlers und seiner Schule in den verschiedenen riesigen Ateliers einen schwunghaften Fabrikbetrieb; aber die Weisheit und Ruhe, welche bei der Geburt des Kunstwerkes nicht fehlen dürfen, waren aus diesen Räumen verbannt; und Arbeiter, nicht Künstler sind aus dieser Uebung hervorgegangen. Eine gewisse, für die rohen Anfänge der künstlerischen Gestaltung genügende Routine in dem handwerksmäßigen Theile der Kunst,

der ja bei der Skulptur gerade eine so wichtige Rolle spielt, eignete ihnen und gab ihnen Muth zu den umfänglichsten und schwierigsten Arbeiten. Aber von den eminent künstlerischen und skulpturalen Bedingungen, die zur Erschaffung wirklicher Kunstwerke erfüllt sein müssen, konnte kaum eine Ahnung in ihnen aufdämmern.

Da nun aber die unübersehbare Thätigkeit Schwanthalers alle bildnerischen Kräfte Münchens in ihren Bann zog und gewissermaßen in ihrer Individualität absorbirte, auch kaum ein anderes Mittel der Einführung in die Bildhauerkunst in München gegeben war oder annehmbar erschien, als das Studium in Schwanthalers Atelier, so läßt sich leicht ermessen, welche Basis die moderne Skulptur im Gebiete dieses zweiten Mittelpunktes für ihre Entwicklung fand, und mit welchen Schwierigkeiten die Wenigen zu kämpfen hatten, deren bedeutenderes Talent sich aus dem alten ausgefahrenen Geleise herauszuarbeiten strebte.

Versuchen wir zunächst in gleicher Weise auch für die anderen Länder die Basis für die neueste Entwicklung ihrer Skulptur zu gewinnen.

In Italien knüpfen zwei Meister die Kunst der Gegenwart an die ruhmreichere Vergangenheit an. Pietro Tenerani, geboren bei Carrara 1789, gestorben zu Rom am 14. December 1869, im Atelier Thorwaldsens gereift, vertritt und kultivirt die antikisirende idealistische Richtung, doch mit geringerem Geiste und in einer mehr dem angelehrten Handwerk gehörenden eleganten Behandlung. Wie er selbst eigentlich nur einer, wiewohl der künstlerisch gebildetste, unter den technischen Handlangern des großen dänischen Meisters ist, so hat er auch auf den Geist der jüngeren italienischen Plastik so gut wie gar keinen Einfluß gehabt und höchstens durch sein Vorbild eine gewisse Stoffgattung im Schwunge erhalten; für das Technische aber hat er das zweifelhafte Verdienst, der Entwicklung jener anmaßlichen Bravour Vorschub geleistet zu haben, die wir als Kennzeichen und bestimmende Eigentümlichkeit der heutigen italienischen Bildnerei kennen und würdigen lernen werden.

Neben ihm gab Lorenzo Bartolini, geboren zu Sarignano su Poggi di Prato in Toskana 1777, gestorben zu Florenz am 20. Januar 1850, der gesammten italienischen Skulptur eine neue Richtung. Er selbst, als Schüler Jacques Louis Davids, war in seinen Anfängen noch in dem antikisirenden Manierismus der Akademiker

und des ersten Kaiserreiches befangen. Dann aber trat er in offenen Kampf gegen jene Richtung und stellte als obersten Grundsatz die Nachahmung der Natur auf, vermochte aber nicht durch praktische Bethätigung seiner theoretischen Position Nachdruck zu verschaffen. In den Ideen brachte er keinen Umschwung zuwege, beschränkte sich vielmehr darauf, die hergebrachten Stoffe in naturalistische Formen zu kleiden. Als sein Hauptwerk gilt seine Pyrrhusgruppe, den Sohn Achills darstellend, wie er im Begriff steht, den kleinen Asthanax über die Mauer zu schleudern.

Seinem Vorgange folgend verlegte sich die italienische Plastik auf die getreue Wiedergabe der Naturformen, und zwar durch das Vorwiegen technischer Geschicklichkeit verleitet in einer rein äußerlichen naturalistischen Weise.

Auch in Frankreich begann der Rückschlag gegen die ausgelassene Kunstweise des Rococo mit der Wiederaufnahme der antiken Traditionen.

Die Rolle eines französischen Canova, freilich mit einem sehr bedenklichen Deficit an Talent füllte etwa François Joseph Bosio aus, dessen idealistischem Aufschwunge indessen mehrfach durch die Natur der ihm gestellten Aufgaben die Flügel gebunden wurden, so bei den Reliefs der Vendôme säule und bei dem Bergespaun auf dem Triumphbogen des Carousselplatzes im Louvre, das die wieder nach Berlin zurückgeführte Victoria Schadows zu ersetzen bestimmt war.

Die weiche, fast weibische Grazie, welche schon in Canova's Gestalten häufig den rechten Ernst durchbricht, fand in übermäßiger Einseitigkeit ihre weitere Ausbildung durch den Geneser James Pradier, über den sich je länger je mehr das harte Urtheil Anton Springers befestigt, daß ihm nur der Name eines Verfälschers der Antike gebühre, und daß er ebenso wie seine Arbeiten seinen Ruhm erpreßt habe.

Den letzten Schritt nach dieser Richtung vollzog Jean S. Glesinger, den wir, obgleich er erst in den vierziger Jahren aufgetreten ist, hiermit erledigt zu haben glauben. Seine Kunst, durch frivole Lüsterheit die Sinne zu kitzeln, hat einen kurzen, schon vergessenen Ruhm geerntet und erscheint nicht sowohl als eine bemerkenswerthe Richtung der Gegenwart, wie als ein loses Satyrspiel zu der tragischen Zersetzung der klassicistischen Kunstweise in der Plastik Frankreichs.

Der Erste, der sich dieser ganzen Strömung mit Erfolg widersetzte, war François Rude, der

das an der Antike geläuterte Formgefühl durch energisches Naturstudium befruchtete, jedoch bei einer zum Behementen neigenden Sinnesart oft die Linie der Schönheit in Bewegung und Ausdruck überschnitt.

Hierin begegnete er sich mit dem wenig jüngeren Pierre Jean David (zum Unterschied von dem berühmten Maler, dessen Schüler er war, nach seiner Vaterstadt „von Angers“ genannt). Dieser schloß sich ohne idealistische Neigungen eng an die Natur an und ward durch Fleiß und Genie der bedeutendste Vertreter des Naturalismus in der französischen Plastik. Obgleich manchmal dem Uebermaß verfallen, hat er eine beträchtliche Anzahl trefflicher, unterschieden groß gedachter Werke vollendet und besonders im Bildnißfach mit Recht großen Ruhm erworben. Trotzdem ist er ohne eigentliche Nachfolge geblieben. — Die Richtungen aber, aus deren Kombination unter den Einflüssen der Zeitverhältnisse und des Nationalcharakters die neuere französische Plastik hervorgegangen ist, sind hiermit angedeutet.

Das ist die historisch gewordene Grundlage, welche in den vierziger Jahren die moderne Plastik vorfand, um sich von ihr aus zu entfalten. Dies sind die drei Nationen, die intensiv und extensiv nennenswerth bei der Entwicklung der Bildnerkunst in unsern Tagen mitbetheiligt sind; freilich in sehr verschiedener Weise. Die übrigen Nationen greifen nur wenig ein in das Ensemble der modernen Bestrebungen und sind fast ausschließlich bedingt, nicht bedingend. Einige Worte werden genügen, die eigenthümlichen Voraussetzungen bei ihnen zu skizziren.

Liese sich in England überhaupt, namentlich im Gebiete der Skulptur, ein Zusammenhang der künstlerischen Erscheinungen unter sich und mit dem nationalen Leben nachweisen, so müßte man ihm den Ruhm zugestehen, mit unter den Ersten die Antike wieder aufgefunden zu haben. Denn John Flaxman ist gleichzeitig mit Canova. Indessen vermochte seine Kunst im heimischen Boden keine Wurzeln zu schlagen: John Gibson ging nicht aus seiner Schule hervor, sondern aus der Canova's und Thorwaldsens, und er verbrachte größtentheils und beschloß sein Leben in Rom (im Januar 1866).

Die übrigen gleichzeitigen Künstler sind fast ausschließlich durch Porträtbildungen bekannt geworden, wie sich ja die englische Kunst und Kunstliebe von jeher vorzugsweise dem Bildnißfache zugewandt hat. Der 1839 verstorbene Francis Chantrey, der sich durch große

Erene und scharfe Charakteristik auszeichnete, ist in diesem Fache unerreichtes Muster geblieben, ohne doch seinerseits an die bedeutenderen Porträtkünstler der anderen Nationen, insbesondere an David d'Angers und Rauch hinanzureichen.

Der Genreplastik, wie sie W. C. Marshall und der ältere Richard Westmacott inaugurierten und repräsentierten, fehlt es in erster Linie an unmittelbarer Lebenswahrheit und naiver Empfindung. Gar oft liegt ein tendenziöses oder lehrhaftiges Motiv der Kunstschöpfung zu Grunde, und die schöpferische Kraft vermag die Mangelhaftigkeit des befruchtenden Mediums nicht vergessen zu machen.

In den skandinavischen Ländern reflektirt sich die klassisch ideale Kunstweise Thorwaldsens. Der Schwede Johann Tobias Sergel war ihm freilich auf diesem Wege sogar schon vorangegangen, hatte sich jedoch nicht gänzlich von dem herrschenden Wesen befreien können. Anders schon sein Schüler Johann Nikolaus Byström. Der wenig jüngere Fogelberg versuchte die antike Formenhoheit auf die Gestalten der nordischen Göttermythe zu übertragen, ohne den Ruhm damit zu ernten, den er sich wohl versprechen zu dürfen glaubte: es gehörte zur Wiederbelebung dieser Typen unzweifelhaft, daß für sie eine Formensprache von innen heraus geboren würde, und ferner, daß dieselben im Volksbewußtsein festen Boden fände. So ist die Anregung ohne nennenswerthe Nachwirkung geblieben.

Auch ein Däne, der 1840 verstorbene Hermann Freund, versuchte sich in dem nämlichen Stoffgebiete und mit dem gleichen Erfolge. — Neue Wege betrat Thorwaldsens Lieblingskünstler Hermann Wilhelm Bissen, geboren 1798, gestorben am 10. März 1863. Nachdem er längere Zeit im Geiste seines Meisters gearbeitet und namentlich auch im Bildnißfach lebhafteste Anerkennung geerntet hatte, wandte er sich der streng naturalistischen Kunstweise zu, als er berufen wurde, in dem „tappern Landsoldaten“ und in dem berühmten „Löwen von Jbsstedt“ Tagesereignisse von politischer Bedeutung und patriotischem Interesse zu verherrlichen. Die Art, wie er sich beider Aufträge entledigte, zeigte indessen nur zu deutlich, wie himmelweit verschieden die beiden Kunstweisen sind, die hier ein Mann nach Gelegenheit in sich zu vereinigen strebte. Man wäre berechtigt, ihn mit diesen Werken zu der jüngsten Bildhauergeneration zu rechnen.

Die übrigen Länder Europas kommen in dieser

Uebersicht gar nicht in Betracht, da sie künstlerisch von den bedeutenden Erscheinungen ihrer größeren Nachbarn abhängig sind und keinerlei historische Momente aus sich selber heraus dargestellt haben. —

Einer eigentlichen Geschichte, d. h. einer konsequenten Fortentwicklung einer bewußten treibenden Idee in bestimmter und erkennbarer Richtung durch bedeutsame Momente hindurch kann sich — dies muß gleich von vorn herein konstatiert werden — nur die deutsche (speziell die berliner) Plastik in der neuesten Zeit rühmen. Nur hier ist ein intensiver Fortschritt innerhalb geschlossenen Schulzusammenhangs einheitlichem preiswerthen Ziele entgegen vorhanden; während — von den Mächten zweiten und dritten Ranges abgesehen — in Frankreich an wirklich hervorragenden und dominierenden Erscheinungen entschiedenster Mangel ist, und nur gewissermaßen zufällig bald aus dieser, bald aus jener Schule ein Werk von einem augenblicklichen Sensationserfolge hervorgeht; in Italien aber, wie sich alsbald zeigen wird, die Kunst im Handwerk untergegangen ist, und nur ganz vereinzelt Werke von höherer Bedeutung und oft selbst dann nur von relativem Werthe hervortreten.

Jene Innerlichkeit der Kunst, die dem Kunstwerke den Stempel einer aus geheimnißvollem Drange hervorgegangenen Schöpfung aufprägt, wird im Großen und Ganzen genommen nur in der deutschen Bildnerei der Neuzeit ange troffen.

Daß der Grund hiervon in Stammesverschiedenheiten, in den mannichfachen politischen, socialen und lokalen Verhältnissen zu suchen ist, wem sollte das entgehen? Ohne uns daher der ausdrücklichen Erklärung zu entziehen, daß auch wir diesen von menschlichen Bemühungen großentheils unabhängigen Erklärungswegen ihren Platz weitaus in erster Linie anweisen, können wir jedoch nicht umhin, auch eine andere mitwirkende Kraft hervorzuheben, deren Bedeutung in der Regel unterschätzt wird: das Publikum und die Kritik. Denn beide sind nach unserer Auffassung unter normalen Verhältnissen, d. h. wenn die Kritik nicht pflichtvergessen, unfähig und korrumpirt ist, identisch; die Kritik formulirt nur das durch Erkenntnißgründe rektifizierte Urtheil des Publikums, wobei eine sehr lebendige Wechselwirkung zwischen beiden stattfindet.

Als vor mehr als einem Jahrzehent Anton Springer die Kunst des Jahrhundertz zu schildern unternahm, da durfte er glauben,

das verschiedene Verhalten des Publikums und der Kritik bei den Deutschen und bei den Franzosen treffend dahin zu charakterisiren, „daß die französische Kritik die technische Phrase, der gewöhnliche deutsche Kunstschriftsteller die ästhetische Phrase mit besonderer Vorliebe pflegt“. Seitdem hat sich nun freilich viel zum Besseren verändert, und wir dürfen ohne Anmaßung und mit Genugthuung hinzufügen: ganz besonders bei uns.

Was damals noch als Wunsch ausgesprochen werden mußte, das hat sich verwirklicht: die Anlegung des historischen Maßstabes, ermöglicht durch gründliche und vielseitige geschichtliche Studien, hat zur Einkehr in das Sachliche und Konkrete geführt, die Herrschaft der Phrase ist durch das sinnvolle Wort verdrängt. Ausgang und Ziel der Kunstentwicklung ist den Künstlern und dem Publikum immer streng vor Augen gehalten, und selbst den bedeutendsten Schöpfungen gegenüber hat das kritische Auge seine Reserve behauptet, anerkannt, was vom höchsten und reinsten Gesichtspunkte aus anzuerkennen war, gerügt, was gelänterter Kunstansicht nicht genügte.

Bei den Franzosen hat die Kritik diesen Fortschritt nicht ermöglicht. Im Charakter der Nation und der Sprache liegt eine unüberwindliche Vorliebe für die tönende Phrase, und wie der aller Abstraktion abgeneigte Sinn sich ursprünglich — fast möchte man sagen: mit Naturnotwendigkeit — auf die technische Phrase geworfen, so vollendete sich die kritische Kunst in rein äußerlicher Weise durch Hinzufügung und sachgemäße Anpassung und Ausbildung der rhetorischen Phrase. Der Charakter der modernen französischen Kritik — Ausnahmen existiren kaum — ist der einer stereotypen hochtrabenden Eleganz und einer nichtsagenden Lobhudelei. Gelegentliche Ausstellungen fördern nichts, da sie ohne Princip und vollkommen dilettantisch vorgebracht werden. Das nationale Vorurtheil, welches Frankreich vor Allem in geistiger Beziehung mit einer chinesischen Mauer umzieht, verdammt diesen Charakter noch zur strafbarsten Einseitigkeit. Fremder Arbeit, ja selbst fremdem Verdienste gegenüber ist naives Ignoriren oder höchstens Fühle, in der Regel herablassende Söblichkeit die Panacee.

So von einer principienfesten geistigen Führung und Ueberwachung verlassen, folgt mit der ganzen französischen Kunst auch die Plastik in äußerster Zerfahrenheit, aber mit raffinirter Berechnung und glänzender Technik den Welksten des zweifelhaften Parvenu-Publikums, bei dessen

Geldbeutel sie als gefügige Dienerin eines sinnlosen Luxus vogue hat. Bergegenwärtigt man sich diese Verhältnisse, so ist es eher zu verwundern, daß die Bildhauerkunst in Frankreich nicht noch mehr verwildert ist, als daß sie so wenig Zusammenhalt und Ernst hat.

Daß Italien bis jetzt höchstens erst in das Stadium der „wollüstigen Morgenträume“ eingetreten ist, um dem Erwachen zu geistigem Leben — hoffentlich bald — entgegenzugehen, liegt auf der Hand. Kein Wunder daher, daß auch die Kunst keine Führerin an der wissenschaftlichen Kritik gefunden hat, und daß sie in Folge dessen dem technischen Manierismus, der Herrschaft des Handwerkes anheimgefallen ist.

Nach dieser allgemeinen Orientirung über die historischen Voraussetzungen der modernen Plastik wenden wir uns den hauptsächlichsten Erscheinungen selber zu, deren Würdigung uns durch den gewonnenen festen Standpunkt aus diesen historischen Vorbetrachtungen heraus wesentlich erleichtert werden wird.

Bruno Meyer.

Die Beethovenfeier des Allgemeinen deutschen Musikvereines, begangen zu Weimar in den Tagen vom 25.—29. Mai 1870. Diesen Titel und demgemäß eine ununterbrochene Reihe Beethovenischer Werke aus den verschiedenen Entwicklungsperioden des Meisters hätten die Anhänger der streng klassischen Richtung am liebsten auf und in dem Programme gelesen, welches der Allgemeine deutsche Musikverein für seine diesjährige Versammlung und die damit verbundene Vorfeier von Beethovens hundertjährigem Geburtsfeste aufgestellt hatte, und das neben einer Anzahl bedeutender Werke des zu Feiernden eine noch größere Reihe von Kompositionen mehr oder minder hervorragender Mitglieder des Vereines auführte. Auch die Träger und Leiter des Vereines waren sich dieses gegnerischen Wunsches und seines nachtheiligen Einflusses auf parteilos Schwankende wohl bewußt, wenigstens unternahm es Professor Karl Riedel, der würdige Nachfolger des um die Gründung wie um den Ausbau des Vereines hoch verdienten früheren Vorsitzenden Franz Brendel († 25. November 1868), in kurzer, aber löblicher Rede, mit welcher er am Donnerstag den 26. Mai im Saale der Erholung die Versammlung eröffnete, die Berechtigung des aufgestellten Programmes zu behaupten und darzulegen, daß der Nachweis eigner rüstig schaffender Thätigkeit bei der würdigen Feier eines schöpferischen Genius nicht fehlen solle.

Professor Niedel hätte weiter gehen können; denn in der That, wenn irgend einem der zahlreichen deutschen Vereine, welche sich die Förderung musikalischer Interessen nach einer oder der andern Richtung zum Ziele gesetzt haben, die Berechtigung zusteht, gerade Beethoven nicht nur durch möglichst vollkommene Aufführung von dessen Werken, sondern auch von solchen der Mitglieder zu feiern, so muß dies von dem Allgemeinen deutschen Musikvereine gelten.

Es ist bekannt und auch schon in diesen Blättern ausgesprochen worden, daß derselbe nicht Parteiverein im eigentlichen Sinne des Wortes sein will, bekannt, daß er im Gegentheil das Gemeinsame aller musikalischen Bestrebungen der Neuzeit zu fixiren und sowohl seinen eignen Gliedern als dem ganzen Volke anschaulich zu machen sich zur Aufgabe stellt, und daß er die Lauterkeit dieser Bestrebung nicht nur durch Beitrittsaufforderung der Vertreter verschiedenster Richtungen, sondern auch durch gleich sorgsame Aufführung von Werken sowohl älterer Meister als noch lebender, auf grundverschiedener Basis stehender Mitglieder satksam betätigt hat.

Trotzdem ist es nicht zu verkennen, daß bei aller Anerkennung des auf verschiedenen Wegen erreichten wirklich Guten dem Vereine, allerdings mindestens den Hauptträgern, eine ganz bestimmte Richtung innewohnt, die zu dem bloßen Anlehn an das, was seiner Zeit mit der Tradition brechen mußte, um allen Zeiten verehrungswürdig zu werden, zu dem bloßen autoritätsbefangenen Nachahmen von Formen, die einst den wesentlichsten Gehalt ihrer Zeit vollkommen aussprachen und deshalb unüberwiegend sind, sich nicht gerade feindlich, aber doch anspornend, vorwärts treibend verhält; eine Richtung, die, innig verschwistert mit der ganzen Zeitrichtung, unzufrieden mit dem langsamen Gange instinktiven Fortschreitens, unzufrieden vielleicht mit dem Mangel schöpferisch bahnbrechender Geister, der Geschichte das Geheimniß der Entwicklung abzulauschen sucht, kritisch das Bedürfniß der Zeit, kritisch den Weg, diesem Bedürfniß zu genügen, konstruirt und, stolz auf die Macht des zeitbeherrschenden Gedankens, diesem selbst das Reich der Thue zu unterwerfen sich bestrebt; eine Richtung mit einem Worte, welche durch den selbstgewählten Namen der „neu-deutschen“ ihr Bestreben, die deutsche Musik im Sinne des modernen Fortschrittes auszubilden, kundgibt und thatächlich in allen Gebieten der Tonkunst den neuesten großen Umschwung hervorgerufen

hat, der in Wagner und Liszt bis jetzt seinen Gipfelpunkt gefunden hat.

Nicht selten zwar begegnet man auf gegnerischer Seite der Meinung, daß unter dem gemeinsamen Namen zwei scharf entgegengesetzte Anschauungen und Bestrebungen sich vernichtungstrachtend gegenüberstünden, und denkt dabei einerseits an Wagners theilweis schon zur That gewordene Lehre vom Zusammenwirken sämtlicher Künste im „Kunstwerk der Zukunft“ und seine Prophezeiung vom Aufhören der Einzelkunst, andererseits an das rüstige Bebauen aller übrigen Felder der weltlichen wie der kirchlichen Musik durch die um Liszt geschaarte Gruppe. Doch beruht, recht gesehen, dieser Gegensatz auf nichts als zwei auseinandergehenden, in höchst subjektiver Anschauung wurzelnden Meinungen über das, was noch im Hintergrunde ferner Zukunft schlummert, ja vielleicht auf nichts als einer zu ignorirenden Ueberschätzung des von ersterer Seite Angestrebten und Erreichten; und so ist eine ernsthafte Spaltung der neu-deutschen Richtung um so weniger anzunehmen, als alle ihre Bestrebungen und Leistungen auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückzuführen sind, von welchem aus bis zum jetzt erreichten Ziele allerdings mancherlei Abirrungen, manches Stehenbleiben und Zurückgehen zu erkennen sind, der aber seit seinem Auftreten in der Geschichte den Augen der vorwärts Strebenden ein Leitstern geblieben ist und sie endlich auf die Bahn geführt hat, deren Endpunkte man jetzt schon mit so vieler Sicherheit bestimmen zu können meint: auf Beethoven, den Ersten in der Geschichte der Tonkunst, bei welchem ein entschieden subjektiver Gehalt mächtig hervortritt.

Ist auch die Musik eine lyrische Kunst, ja die lyrischste, die am meisten geeignete, die ur-eigsten innersten Gemüthszustände wiederzugeben, so begegnen wir doch in der Musikgeschichte bis zu Beethoven nur einer objektiv allgemeinen Schilderung der die jedesmalige Zeit erfüllenden Gesamttidee; einer Art des Schaffens, welche das Aufgehen der Persönlichkeit in der Zeitrichtung so ausschließlich kennzeichnet, daß es geradezu unmöglich erscheint, aus den Werken älterer Meister einen mehr als höchst allgemeinen Schluß auf deren individuelles Wesen, ihren jedesmaligen innersten Gemüthszustand zu ziehen. Ein musikalischer Gedanke, der allerdings eine entschiedene Färbung trägt, bildet das Grundmotiv, das, auf logisch-musikalische Weise ausgearbeitet, durch Gegenätze gehoben, geistvolle Umstellung interessant gemacht, das ganze Werk

durchsetzt und färbt, aber nur einen kleinen Antheil an der Wirkung erhält, welche die Komposition hauptsächlich durch die Fülle von Phantasie erzwingt, mit welcher jene absolut musikalischen Operationen ausgeführt sind.

Mag diese Thatsache theilweis ihren Grund darin haben, daß wohl das einfachste Material der Musik, die einfachsten, unmittelbarsten Tonverbindungen ebenso wie die einfachen Gefühle, denen sie entsprechen, allgemeines Eigenthum bilden und deshalb beim Anhören allgemeines Verständniß finden, während jenes Material, welches dazu dient, tieferen, besonderen Empfindungen, welche der Nichtmusiker durch Töne auszudrücken sich nicht gedungen fühlt, in Töne zu fassen, vom unmittelbarsten Verständniß ausgeschlossen sind und solches erst allmählig und namentlich dadurch finden, daß dieses spezifische Kunstmaterial sparsam, aber wiederholt in jedem Werke verwendet erscheint: — die Hauptursache ist jedenfalls darin zu suchen, daß erst der, die ganze civilisirte Welt erfassende Drang nach Freiheit in jeder Hinsicht — jener Drang nach Entfesselung jeder individuellen Kraft, nach Bestätigung des individuellen Rechtes, welcher die französische Revolution erschuf und an ihr wuchs und erstarkte — den Einzelnen von dem Drucke befreite, der sein Denken, Fühlen und Wollen auf das Niveau der Allgemeinheit herabgepreßt hatte, dem Einzelnen das Bewußtsein seines Rechtes gab, so und nicht anders zu fühlen, wie er fühlte, über Gott und Welt zu denken, wie er dachte, und sein Denken und Fühlen in der Weise gegenständlich zu machen, die seine eigenste war. Zweifellos wäre sonst schon vor Beethoven ein Mann entstanden, unbekümmert wie jener, um das unmittelbare und allgemeine Verständniß seiner Tonwerke, jene alte, bloß logische Schaffensmethode zur Seite zu werfen und sein innerstes, ureigenstes Seelenleben in Tönen auszusprechen, wenn er eben den gleichen, unabweisbaren Drang darnach gefühlt, des gleichen Rechtes dazu sich bewußt gesehen wäre. —

Wer sich darin gefällt, eine unmittelbare höhere Leitung auch in der Entwicklung der Tonkunst herauszuerkennen, wird bewundernd die Lebensschicksale Beethovens verfolgen, die wie darauf berechnet erscheinen, seinen energischen, ganz auf sich selbst gestellten Charakter noch mehr in sich zu befestigen, seinen angeborenen, in Gegenätzen schwebelnden Humor noch zu verschärfen, seinen Hang zu tief sinnigem Grübeln zu nähren, so seine Besonderheiten noch mehr zu vertiefen und ihn zur Erfüllung seiner Mission,

als Erweiterer der Grenzen seiner Kunst, besonders zu befähigen.

Beim ersten Ueberschlagen des geistigen Gehaltes, den Biographen und Interpreten in Beethovens Werken nachweisen, möchte es vielleicht erscheinen, als ob die Auffassung des großen Meisters, die vorhin ausgesprochen wurde, eine irrige sei, daß dieser Gehalt, dieser Freiheitsdrang, dieser stolze Mannesmut, der kein Gesetz über sich anerkennt und doch aus freier Selbstbestimmung dem Gesamtwohl sich freudig opfert, der ganze Faustdrang, durch Frithum und Zweifel zur Wahrheit aufzuringen, der ganze herbe Humor, bei aller Stärke diese Weichheit, dieses Hinneigen zur Natur, im Grunde nur den Vollgehalt seiner Nation, seiner Zeit, wenigstens der Besten seiner Nation und Zeit ausmache, Beethoven somit in eben dem Verhältnisse zur Allgemeinheit stehe, als alle Andern vor ihm und nur durch das sich von diesen unterscheide, was seine Zeit vor jeder andern Besonderes habe. Allerdings trifft dies insofern zu, als auch Beethoven mit den Interessen seiner Zeit aufs Innigste verbunden ist und verbunden sein muß, wie jeder Künstler, wenn er nicht ewig unverstanden bleiben will, und als sein individueller Freiheitsdrang durch den allgemeinen bedingt ist. Aber ein näherer Blick auf seine Werke muß darthun, daß Beethoven nicht nur theilt, was seine Zeit und Nation hauptsächlich bewegt, daß er vor allen Dingen nicht nur der Sänger des Individualitätsbewußtseins ist, sondern wirklich individuell auf eigne Faust; daß es seine eigenste Lust, seine eigensten Schmerzen sind, durch welche jede allgemeine Idee erst durchgehen muß, ehe sie Gestalt in Tönen bekommt.

Bewußtsein seiner selbst, des Rechtes individuellen Denkens und Empfindens ist zugleich Bewußtsein des Schaffens, und während so von allen Heroen der Tonkunst vor Beethoven, etwa Gluck in einer, immerhin aber formellen Richtung ausgenommen, das Heine'sche Wort gilt: „was er webt, das weiß kein Weber“, sehen wir Beethoven zu immer höherem Bewußtsein seines Schaffens aufsteigen, mit immer höherem Bewußtsein und mit wachsender Kühnheit die innern und äußeren Formen ausdehnen und zersprengen, welche zur Aufnahme des früheren Kunstgehaltes sich ausreichend erwiesen hatten und die Mozart eher auf das reinste Maß formeller Schönheit reducirt als erweitert hatte; immer bewußter und kühner sehen wir ihn den verständig logischen Bau, der im Anfange die Gestalt auch seiner

Tonstücke bestimmte, in ein frei entworfenes, nur nach den Gesetzen des poetischen Gedankens gruppirtes Seelengemälde verwandeln, immer mehr das Formell-Schöne dem Ausdrucksvollen, Charakteristischen nachsetzen und endlich gar über die beengenden Grenzen seiner Kunst hinübergreifen in die Begriffssphäre des Dichters, der Symphonie durch das lebendige Wort die höchste Bestimmtheit zu gewähren.

Natürlich ist es bei solcher Entwicklung, und tief nothwendig dazu, daß die Mitwelt, obschon sie dem Ideenreife des Gewaltigen nahe stand und den Drang empfunden mußte, sich selbst von solchem Spiegel reflektirt zu sehen, dennoch über das Anstaunen der letzten Werke zunächst kaum hinauskam. Gewöhnt aber, nichts Sinn- und im höheren Sinne Gestaltloses von Beethoven zu empfangen, durch den überwiegenden Gedankengehalt schon längst aufgefordert, ihn als mindestens gleichberechtigten Faktor eines Tonwerkes anzusehen, sah sie sich gedrängt und angeleitet, jene Art von Kritik aus sich herauszubilden, welche im Anfange bezeichnet ist, die nicht allein eine höhere Erkenntniß der früheren Kunstentwicklung vermittelt, sondern auch Einsicht in das, was die Jetztzeit von der Musik fordern darf und so hauptsächlich die Idee des Kunstwerkes der Zukunft erzeugt hat, die bekanntlich früher bestand, als die Werke, welche ihr nahe kommen.

Ist es auch nicht zu verkennen, daß einseitiges, allzu starres Theoretisiren auf manchen Abweg geführt hat, daß z. B. jene Art der Programmmusik, welche für jeden Takt einen erklärenden Satz nöthig hätte, lediglich eine Folge einseitiger Konsequenz ist, so ist es wohl ebenso unbestreitbar, daß nur die allzeit bereite kritische Opposition vor allzu langem Beharren auf dem falschen Wege bewahrt, daß alle die neuen berechtigten Forderungen nach wahrhaft poetischem Gehalt und Zusammenhang jedes musikalischen Werkes, nach allseitig gediegener Bildung derer, die in Tönen zu ihrem Volke reden wollen, auf theoretischem Wege erzeugt ist und daß dieselbe kritische Loupe, welche Beethoven selbst zur Erkennung seiner gewaltigen Schönheiten uns gereicht, zugleich seine individuellen Schwächen und krankhaften Auswüchse sichtbar gemacht hat. Mag daher auch der in alle Einzelheiten der Entwicklung sich vertiefende Forscher der Musikgeschichte noch diese und jene Quelle ausfindig machen, welche den Strom der heute die Welt umfluthenden Musik nährt; mag er beim Anhören einer Wagner'schen Oper Glück und Weber

als mitbetheiligt an seinem Genuße preisen, oder beim Beurtheilen einer kirchlichen Komposition Liszts, die von testamentlichem zu menschlich näher liegendem Stoffe, von altkirchlich in sich selbst geschmiegt zu befreiter, dem Höchsten ihr bestes Können bietender Musik hinübergreift, an Haydn's natürliche, aller starren Dogmatik fremde Gottesverehrung sich erinnern u.; immerhin wird er eingestehen müssen, daß Beethovens Einfluß vor Allem es ist, den wir in vollendetsten Werken der neu-deutschen Schule verehrend wiederzuerkennen haben, und — daß sie es ist, welcher vor jeder andern das Recht zusteht, Beethoven auch durch Aufführung eigener Werke zu feiern.

Die Wahl gerade der *Missa solennis*, welche schon im Jahre 1861 bei Gelegenheit der ersten Versammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereines in Weimar zur Aufführung gelangt war, der neunten Symphonie und zweier, der letzten, folgewichtigsten Lebensperiode des Meisters entstammenden Quartette (*Cis moll*, Op. 131, und *F dur*, Op. 135) als Hauptnummern des Beethovenprogrammes und die Inausfichtnahme zweier Vorträge über Beethoven und dessen geistige Entwicklung darf gewiß als Ausfluß des Bewußtseins einer Verwandtschaft im angedeuteten Sinne, als Beweis klarer Einsicht in die besondere Bedeutung des Festes für den Verein angesehen werden.

Dieses zu einem durchaus würdigen zu gestalten, hatten fürstliche Protektion, geschäftsführender Ausschuß, Lokalkomite, Dirigenten und Glieder der zur Mitwirkung berufenen Korporationen eifrig und erfolgreich sich angelegen sein lassen, so daß namentlich für die künstlerische Durchführung des Festes sichere Gewähr geboten war. Letztere wurde noch erhöht durch die Anwesenheit Liszts, dessen freundlich ermunternde, rathende und fördernde Theilnahme an allen, höchste Ausdauer erfordernden Proben sichtlich den wohlthätigsten Einfluß ausübte und gewiß zum Theile Grund der begeistertsten Ovation abgab, welche während der letzten Aufführung dem seltenen Manne von Seiten des Publikums und der Mitwirkenden zu Theil wurde. —

Schon am Mittwoch den 25. versammelte die Generalprobe zur *Missa solennis* eine zahlreiche Zuhörerschaft in der Stadtkirche. Ein fast den dritten Theil des Schiffes einnehmender Anbau an den Chorraum vor der Orgel ermöglichte zweckmäßige, nur die Wirkung der Männerstimmen etwas abschwächende Aufstellung der bedeutenden, 400 übersteigenden Zahl von Mitwirkenden, der Solisten Frau Otto-Absteben

und Frau Krebs-Michalek, Königl. Hofopernsängerinnen aus Dresden, F. v. Milbe und Schild, großherzogl. Kammer Sänger in Weimar, und Concertmeister David aus Leipzig; der Chöre, zusammengekehrt aus dem Riedelschen Gesangsvereine aus Leipzig, der Singakademie des Professor Müller-Partung und dem Kirchenchore zu Weimar; des Orchesters, bestehend aus den vereinigten Hofkapellen von Sondershausen und Weimar und verstärkt durch viele Tonkünstler aus Breslau, Dessau, Dresden, Leipzig, Meiningen und Erfurt — deren durchaus gründliche Vorbereitung den günstigsten Schluß auf die von keiner Wiederholung gestörte Hauptausführung am Donnerstag gestattete.

Diese wurde eingeleitet durch eine Eröffnungsfeier in dem blumengeschmückten Saale der Erholung, wo nach Professor Riedels schon erwähnten Begrüßungsworten Professor Kahl aus München an Stelle des erkrankten Professor Porges die Rednerbühne bestieg, um in einem, eigentlich erst für Sonnabend, den 28. bestimmten und wohl nur deshalb der letzten formellen Abrundung entbehrenden Vortrage alle die inneren und äußeren Bedingungen der künstlerischen Entwicklung Beethovens zusammenzufassen und schließlich die verlangenden Zuhörer mit schwungvoller Aufforderung zum Anhören des gewaltigen, bahnbrechenden Werkes zu entlassen, welches bei allem „Katholischem“, das Mendelssohn darin zu finden meinte, mit subjektivster Freiheit über den rituell-allgemeinen Text sich erhebt und deshalb als Ausgangspunkt jener schon bezeichneten neueren kirchlichen Kompositionen zu bezeichnen ist.

Unter der umsichtigen und begeisternd fortreisenden Direktion Riedels entwickelte die Gesammtheit der schwer beweglichen Menge all das Feuer vollster Hingabe, welche allein das sichere Zusammengehen und Zueinandergreifen der einzelnen Theile und die erhebende Wirkung auf das zahlreiche, alle Räume der Kirche erfüllende Publikum sichern konnte.

Satte der erste Tag gedient, den musterblichen Meister durch Rede und Vorführung eines seiner größten Werke zu feiern, so war der zweite (Freitag) bestimmt, ein Bild des regen Schaffens innerhalb der Schule zu bieten, und erledigte sich dieser Aufgabe in vorzüglichster Weise durch ein am Morgen im Erholungssaale abgehaltenes Concert für Kammermusik und ein zweites am Abend für Chor, Soli und Orchester im großherzoglichen Hoftheater.

Die Matinee eröffnet Joachim Raff, der ideenstrotzende, mit eminentem Kunstverstand be-

gabte, durch ein Quintett für Pianoforte, zwei Violinen, Viola und Cello (A moll, Op. 107), dessen dritter Theil, das Andante, dem Nichtmusiker gewiß am meisten zusagte, das aber auch in seiner Gesammtheit den durch stürmischen Beifall sich äußernden Enthusiasmus der Kenner erweckte, von welchem höchst verdienter Weise ein Theil auf die Cretutirenden, Hespianist Nagelberger aus Düsseldorf, Concertmeister Kömpel, und Kammermusiker Freiberg, Wallbrühl und Serbais von hier zurückfiel. Liedervorträge von Herrn G. Henschel aus Breslau, den Herr Musikdirektor Klughardt von hier ansehnlich begleitet, schlossen sich an und erwarben verdienten Beifall noch mehr durch das kräftige, weiche und runde, wohlgeschulte tiefe Baritonorgan des Sängers, als durch den musikalischen Werth des Vorgetragenen, eines kühlen, dem Inhalte des Bodensiedtschen Gedichtes „An Zuleika“ nur als dürftiger, allgemeiner Stimmungshintergrund dignenden Liedes von A. Deprosse und einer wohlsempfundnen Komposition des Vortragenden zu einem Gedichte „Mein müdes Auge“ von G. v. d. Oder.

Goldmark in Wien, dessen Quartett (Op. 5 in B) für zwei Violinen, Viola und Cello (Jos. Hellmesberger gewidmet) folgte, erntete auch durch diese Komposition das Lob, „musikalischen Gehalt mit glänzender Darstellung in seinen Werken zu vereinigen“ und wird wohl kaum jemals Gelegenheit finden, sein Quartett mit so eingehendem Verständniß, so künstlerisch vollendet vorgetragen zu hören, als es hier geschah durch die Herren Direktor Hellmesberger, mit dem vollen, herzerwärmenden Tone seines Instrumentes, Concertmeister David, den altbewährten, formstrengen Concertmeister Kömpel, dessen acht künstlerische Bescheidenheit bei gediegensten Leistungen während des ganzen Musikfestes hier ein für allemal ausgesprochen sei, und Violoncellist Grütmacher aus Dresden, dessen wohl besonders zu gedenken sich Gelegenheit bieten wird. — Schon in der Ausführung der Missa hatte Frau Krebs-Michalek durch ihre ebenso wohlgeschulte als wohlthuende „violette Sammetstimme“ sich allseitige Anerkennung erworben und wurde daher freudig begrüßt, als sie zum Vortrage von vier Nummern aus dem Liederchylus „Dolorosa“ von Adolf Jensen hervortrat. Besonders steigerte sich der Beifall bei der tiefseelischen Wiedergabe des dritten dieser Lieder (des zweiten in unrer Reihenfolge), welches vor den andern sich vortheilhaft durch formelle Einheit neben der poetischen auszeichnete. Be-

gleitet wurde die Künstlerin durch ihre Tochter, die rühmlichst bekannte Pianistin Fräulein Mary Krebs, welche Herrn Razenberger den Platz am Flügel räumte, um Fuge und Variationen von Friedrich Kiel (F moll, Op. 17), eine höchst interessante thematische Arbeit, mit bewährter Präcision in angemessener anspruchsvoller Weise vorzutragen.

Würdigen und bei allzu großer Fülle des Gebotenen fast ersehnten Schluß bildete das, namentlich durch die wißgründlichen und tief-sinnigen Mittelsätze sich auszeichnende Oktett für 4 Violinen, 2 Violon und 2 Celli von F. Swendfen (A dur, Op. 3), durch die Herren Konzertmeister David, Direktor Hellmesberger, Kammermusiker Freiberg, Konzertmeister Heckmann, Kammermusiker Wallbrühl und Meyer und Violoncellisten Grützmaier und Figenhagen vortrefflich durch- und hinsichtlich des Erstgenannten angeführt. —

Ein Orchesterwerk (in C dur) „Zur Iliade“ betitelt, von Gustav Weber aus Bern, der mit unerkennbarem Direktionaltalente die Durchführung selbst leitete, vermochte nur wenig zu befriedigen. Nicht als ob der Komposition ansprechende Stellen, wirksame Gegensätze und originelle Wendungen gänzlich gefehlt hätten: im Gegentheil; auch die Instrumentation war bei einem gewissen jugendlichen Sichgefallen in überflüssigen Kraftäußerungen eine wohl-durch-dachte, nicht undurchsichtige. Der Titel mochte die Wirkung wohl zumeist beeinträchtigen dadurch, daß er eine allzu große Reihe von Vorstellungen hervorrief, deren eine in der Komposition wieder zu erkennen der Hörer sich abmühte und so über dem Suchen nach der poetischen Einheit des Werkes den Genuß der musikalischen sich verkümmert sah.

Dagegen berithrte wahrhaft wohlthuend F. Dräseke's „Laerimosa“ für vierstimmigen Chor, Soloquartett und Orchester namentlich diejenigen, welche vor Zeiten den Komponisten auf der äußersten, formverachtenden, vielleicht weil formunkundigen und unfertigen Linken der damals noch weniger Sympathien sich erfreuenden Schule gesehen hatten. Am meisten aber dürfte diese selbst ihres einstigen „Schmerzskindes“ sich freuen, da es durch einen so entschiedenen Fortschritt zum Guten und Besten den greifbaren Beweis dafür abgibt, wie viel sicherer der in den freien Höhen bewußter Ideen zur Ueberschau Gelangte die irdische Form zu sich emporzuziehen vermag, als der in der breiten Fläche formeller Bildung Wurzelnde die Idee zu sich herabzuziehen im Stande ist.

Demnächst bot Robert Schumanns bekanntes Concert für Cello und Orchester neben der Gelegenheit, Herrn Musikdirektor Rasemann aus Sondershausen als tüchtigen, streng entschiedenen Dirigenten kennen zu lernen, noch die erwünschte zweite, Herrn Grützmaier auch im Solospiele als Virtuosen auf seinem Instrumente zu bewundern und Gewißheit darüber zu erlangen, daß der Künstler namentlich die Cantilene zu besonderer Vollkommenheit herausgebildet hat, aber auch mit sattem kräftigem Bogenstrich jedem Humor entschiedenen Ausdruck zu geben weiß. Dräseke's „Laerimosa“ in gewisser Hinsicht verwandt, sie aber an poetischer und formeller Schönheit überragend, reichte sich als Schluß des ersten Theiles eine Tondichtung von Heinrich Schulz-Beuthen in Zürich, Psalm 42 und 43 für Bariton solo, Chor und Orchester (Franz Liszt gewidmet) an, von sämmtlichen Theilnehmern unter Kapellmeister Professor Müller-Hartungs umsichtiger Leitung, deren auch Dräseke's Werk sich erfreut hatte, mit Sicherheit und Wärme durchgeführt.

Entschiedenem Eintrage that dieser Wirkung der dem Programme beigebrachte Psalmtext, eine wohl herrliche, aber immerhin fremdartige Poesie, die selbst in der besten Uebersetzung nur unsre Worte, aber nicht unsre Sprache spricht und selbst den Kenner ihrer Gesehe in wahrhafte, von aller ästhetischen und historischen Bewunderung losgelöste religiöse Erhebung nur dann versetzt, wenn sie sich unmerklich zum Spiegel seiner eigensten Zustände umwandelt und seine eigensten Worte zwischen ihre Zeilen aufnimmt.

Den zweiten Theil des Concertes eröffnete eine Festouvertüre für großes Orchester von Dr. L. Damosch in Breslau, eine feurig ineinanderloodernde Tondichtung, feurig durchgeführt unter des Komponisten eigener Leitung, dessen Direktionsweise ein treues Bild seines Werkes bot. Höchst anmuthig kontrastirte mit diesem unter Kapellmeister Lassens Leitung Liszts Es-dur-Concert für Pianoforte und Orchester, von phantastisch heiterer, nur zum Scherz die Stirn in Falten ziehender Laune eingegeben und wie geschrieben für Fräulein Mary Krebs (königlich sächsische Kammervirtuosin in Dresden), unter deren kunstfertigen Händen die Töne, gleich Mehren eines Feldes, mit dem neckische Plüße, anschwellend und verathmend, ihr loses Spiel treiben, bald leise sich wiegten, bald hastig durcheinanderwogten. Stürmischer Beifall lohnte sowohl der Künstlerin, als dem allverehrten Meister, der endlich dem rufenden Publikum Frau Wardot-

Garcia zuführte, die auch ihrerseits nicht unterlassen mochte, in den Kranz des Festes durch den hochdramatischen Vortrag von Liedern eigner Komposition eine Blüthe ihrer Kunst zu flechten.

Die Schlußnummer des Abends, „Die Hochzeit des Prometheus“, Cantate für Soli (Fräulein Kadeck, großherzogliche Hofopernsängerin, und die Herren Schild und Hasselbeck aus Weimar), Chor und großes Orchester von Camille St. Saëns aus Paris, fand beim Publikum eine widerprechende Aufnahme. Das Rechte mochte wie fast immer in der Mitte liegen; denn wenn auch der frostig allegorische Text (übersetzt von W. Langhans) eine höhere poetische Einheit der Komposition nicht ermöglichte, so entbehrte dieselbe der musikalischen keineswegs und zeichnete sich sogar durch durchsichtige Instrumentation, sparsame, aber keineswegs spärliche Benutzung der Mittel im Allgemeinen und durch hohen Schwung einzelner Stellen im Besonderen aus.

Die Verlegung des schon erwähnten Vortrages von Professor Nohl änderte das Programm für den Sonnabend, der ursprünglich lediglich der Aufführung Beethovenscher Werke und der Betrachtung über des Meisters Entwicklungsgang hatte gewidmet sein sollen, derart, daß Mittags 12 Uhr in der Stadtkirche eine kleine geistliche Musikaufführung, jedem Kunstliebenden zugänglich, veranstaltet wurde. Ein zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden und lauschte mit hoher Befriedigung dem Orgelspiel des Herrn Kapellmeisters Dr. Stade aus Altenburg (Juge in D moll von C. Bach) und des Herrn Knieze aus Leipzig (Juge über B A C H von Schumann), zwischen deren Leistungen Gesangsvorträge des Herrn G. Henschel („geistliches Lied für Bariton“ vom Vortragenden) und des Fräulein Schömann aus Bremen (Arie von Händel) mit Cellovorträgen des Herrn Fjehnhagen aus Dresden abwechselten. Besonders war es der eigenthümlich weiche, dem Charakter der gewählten Piecen (Largo und Andante von Boccherini und Nr. 1 und 4 der „Consolations“ von Bizet) angemessene Ton und die elegische Vortragsweise des Letzteren, welche besonderes Interesse erweckte.

Das Programm der am Abend im Theater stattfindenden Aufführung, wie schon gesagt nur aus Werken Beethovens zusammengesetzt, hatte nur insofern eine Aenderung erlitten, als leider an Stelle der die mittlere Nummer bildenden Sonate für Hammerklavier die „32 Variationen“ des Meisters traten, welche Herr Camille St. Saëns so musterhaft vortrug, daß diesmal

einstimmiger Beifall seine Leistung krönte und die frühere Unbill vergessen machen zu wollen schien. Von diesem Mittelpunkt aus erscheinen der Erinnerung die Genüsse des Abends nach dem Beginne und dem Schlusse des Concertes gesteigert und gegipfelt. Als Steigerung unterschieden zu bezeichnen ist der voraufgehende, von Kapellmeister Lassen in rühmlichst bekannter, diskreter und anschniegbarer Weise alkompagnirte Vortrag des Liederkreises „An die ferne Geliebte“ durch Herrn Kammerfänger C. Wallenreiter, welcher mit zwar angegriffener, aber ausgezeichnet geschulter Stimme und einfachster, tiefseliger Vortragsweise der nicht genug zu würdigenden Komposition gerecht wurde; als Steigerung nicht minder zu rühmen der folgende Vortrag der Lieder „An die Geliebte“ und „Neue Liebe, neues Leben“ durch Herrn Kammerfänger Schild, der durch den Vorzug seines gesunden Organes den Ausfall einer etwas minder dankbaren Aufgabe deckte. Als Gipfelpunkte aber der Genüsse nicht nur dieses Abends, sondern wohl gar mancher Jahre muß die Durchführung der beiden, das Concert eröffnenden und abschließenden Quartette (F dur, Op. 135, und Cis moll, Op. 131) durch die Herren Hellmesberger, Kömpel, David und Grünmacher gelten.

Die Reproduktion dieser Werke war so vollendet, daß künftig im Geiste eines jeden der Zuhörer mit dem Begriffe jener Schöpfungen die Namen der vier genannten Meister verbunden bleiben werden.

Vor- und Nachmittag des Sonntages blieben von öffentlichen Aufführungen frei, zur wahren Befriedigung der an allem bisher Erwähnten als eifrige Zuhörer theilhaftig gewesen und von der Fülle des Gebotenen fast überwältigten Festgenossen, welche eine bange Besorgniß hinsichtlich der Ausdauer der gegen Mittag zu nochmaliger Probe sich versammelnden Mitwirkenden nicht zu unterdrücken vermochten. Jedoch auch die leiseste Besorgniß entschwand, als am Abend im festgeschmückten, bis zu den äußersten Räumen dichtbesetzten Theater die ersten Töne von Lassens Beethoven-Duverture erklangen und des gefeierten Meisters lorbeerbekränzte, inmitten der Bühne auf blumengeschmücktem Sockel sich erhebende Kolossalbüste huldigend umflutheten. Beethovensche Motive sinnvoll und mit oft gerühmter glänzender Darstellung zu einem stilvollen Ganzen verwebend, übte Lassens für diesen Tag komponirtes Werk eine so fortwährende Wirkung aus, daß lang andauernder Beifall den Komponisten

wieder und wieder hervorrief. Nach wieder eingetretener Ruhe erschien Frau Hettstedt, der Stolz der weimarischen Bühne, vor Beethovens Büste, mit eindringlicher Gewalt und ausdrucksvollster Betonung den Prolog zu sprechen, in welchem Friedr. Bodensiedt die dem Worte unerreichtbare Sphäre, zu welcher Beethovens Töne sich aufschwingen, des Meisters Leid, aus dem unsre Freuden quellen, und Deutschlands Stolz auf seinen großen Sohn in schwungvollen Oktaven würdig besang. Dem Prologe schloß sich unter Prof. Müller-Hartungs Leitung Liszts „Beethoven-Cantate“ für Soli (von Fräulein Reiß, großherzoglicher Kammer Sängerin, und Herrn Kammer Sängern v. Milde in musterhafter Weise durchgeführt), Chor und Orchester an, deren orchestrale Einleitung sowohl, als einer höchst kunst- und effektvollen Instrumentirung des Andantesatzes aus dem B dur-Trio bestehend, als auch die eigentliche Cantate, deren Dichtung von Prof. Adolph Stern Beethovens Geburt von wunderbaren, deutungsreichen himmlischen Zeichen begleitet sein läßt und mit jubelndem Preise des neu aufgegangenen Sternes schließt — trotz der nicht unbedeutenden Länge des Gesamtwerkes so zündend wirkte, daß ein wahrer Blumenregen den Komponisten überschüttete, als er erschien, um selbst die Direktion des einge-

schobenen, von Karl Taubig mit vollendetester Technik und einem aus tiefstem Verständnis und pietätvoller Bewunderung resultirenden Grade von Objektivität vorgetragenen Es dur-Koncertes und der neunten Symphonie zu übernehmen.

Der liebenswürdige, Jedem sein berechtigtes Theil des Ruhmes gönnende und sichernde Meister durfte es gar wohl wagen, den Dirigentenstab öfters ruhen und das Orchester Zeugniß seiner Festigkeit ablegen zu lassen: fast durchgängige Sicherheit und bei allen vorausgegangenen Anstrengungen ungeminderte Hingabe an die schwierige Aufgabe sicherte der gewaltigen Komposition, deren Interpretation Richard Wagners dem Programme beigebrückt war, eine im Allgemeinen so exakte Durchführung, und, namentlich dem letzten Theile, der sich der Mitwirkung der Damen Otto-Molsleben und Krebs-Michalesi, sowie der Herren v. Milde und Schild zu erfreuen hatte, eine so begeisternfortreibende Wirkung, daß der Schluß des Abends und des Festes mit Jng und Recht dessen Krone genannt werden darf.

Die gesellige Seite der diesjährigen Versammlung, so weit sich darüber ein Ueberblick erlangen läßt, ist als die am wenigsten erfreuliche zu bezeichnen. H. Rückling.

M e k r o l o g .

Contes, Joseph Otto, ein um die Kenntniß und Weiterbildung altdeutscher Kunst vielfach verdienter, hervorragender Bildhauer, † am 14. Mai in München. Geboren am 19. März 1804 in Würth bei Nürnberg, bildete er sich (1820) unter Konrad Eberhard an der Münchener Akademie. Durch ihn kam die deutsche Holzskulptur wieder zu Ehren. Er lieferte u. a. für den Hochaltar der Münchener Frauenkirche ein Relief, einen gothijchen Choraltar, für den Kalvarienberg zu Tölz die kolossale Sandsteinstatue eines am Oelberg betenden Christus, ferner für die Gruft des Münchener Domabteiles eine nachmals in vielen Kopien verbreitete Madonna-Statue, die prächtige Kanzel in der Auerkirche, die Schnitzwerke am Hauptportal und über den vier Seitenthüren der Peterskirche, dazu die beiden steinernen Apostelgestalten an der Fassade etc. Außerdem fertigte er zahlreiche Altäre, Kreuztize, Grabdenkmäler etc.

Hin, D. D., hervorragender schottischer Landschaftsmaler, † laut Meldung vom 20. Mai in Edinburgh.

Horneman, Johann Ole Emil, Komponist des bekannten, deutschestheuerischen Väsenliedes: „Den tappru Landhøvdad“ † am 28. Mai, 61 Jahre alt. Er wurde in seinem 28. Jahre als Pianofortelehrer am königlichen Theater in Kopenhagen angeheft und gründete 1844 das unter der Firma „Horneman und Erlev“ bekannte Musikaliengeschäft.

Vranz, Wilhelm, Direktor des früheren Musikonferatoriums in Koburg, † in der zweiten Hälfte des Mai in München.

Prüme, Kanonikus vom Aachener Kollegiatstifts-Kapitel, eifriger Förderer der christlichen Kunst, durch seine Reisen in Spanien und die Berichte darüber bekannt, † in Aachen in der Nacht zum 15. Mai, 67 Jahre alt.

N e u e B ü c h e r .

Bühnenbriefe, von F. Müller. München, Merhoff.

C h e m i e .

Ueber die Gährung. Die Arbeiten Pasteurs und die zum Theile durch sie veranlaßten Untersuchungen anderer Forscher über die Funktionen der kleinsten Organismen haben in den letzten Jahren sehr viel Aufsehen erregt und nament-

lich auch einer neuen Auffassung der Gährungserscheinungen manche Anhänger gewonnen. Unter diesen Umständen erscheint die neueste Arbeit Liebigs (Ueber die Gährung und die Quelle der Muskelkraft. Annal. d. Chemie und Pharm.

Auch im Separatabzug, Leipzig, Winter, 1870) von besonderem Werth, da sie mit vollkommener Klarheit Pasteurs Irrthümer nachweist und die Fermentwirkungen im Allgemeinen ebenso vollständig erklärt wie im Speciellen die Rolle, welche die Hefe bei der Alkoholgährung spielt.

Als Liebig zuerst seine Theorie der Fermentwirkungen aufstellte, nahm er an, daß das Zerfallen der gährungsfähigen Materie in einfachere Verbindungen zurückgeführt werden müsse auf einen Spaltungsprozeß, der im Ferment bestehe, und daß die Wirkung des Gährungerregers auf die gährungsfähige Substanz fortdauere oder ihr Ende finde mit der Dauer oder der Beendigung des im Ferment bestehenden Umlagerungsprozesses. Die Umlagerung der Zuckermoleküle im Zuckermolekül sei demnach eine Folge der Zersetzung oder Umlagerung eines oder einiger Bestandtheile des Fermentes, sie finde nur bei Berührung beider statt.

Die Ansicht Pasteurs über die Gährung ist hingegen folgende: Der chemische Vorgang der Gährung ist wesentlich eine die Lebensakte der Hefe begleitende Erscheinung; sie fängt damit an und endigt damit; eine Alkoholgährung ohne gleichzeitige Organisation, Entwicklung und Vermehrung, d. h. ohne fortgesetztes Leben findet niemals statt. Dem steht nun aber zunächst die Thatsache gegenüber, daß die Hefe in reiner Zuckerslösung Gährung hervorbringt; die Hefe besteht zum größten Theil aus einer stickstoffreichen und schwefelhaltigen Substanz, sie enthält außerdem eine beträchtliche Menge phosphor-saurer Salze und es ist daher schwer zu verstehen, wie sich beim Ausschluß beider in der gährenden reinen Zuckerslösung die Anzahl der Hefezellen vermehren könnte. Dazu kommt, daß die Hefe noch auf viele andere Materialien eine ähnliche zersetzende Wirkung wie auf den Zucker ausübt. Apfelsaurer Kalk wird durch sie sehr schnell in Kohlensäure und drei andre Kalksalze gespalten, was gewiß schwer zu begreifen ist, wenn die Wirkung der Hefe auf ihrem Wachsthum und ihrer Vermehrung beruht. In gleicher Weise wird Salicin in wässriger Lösung durch Bierhefe unter Bildung von Saligenin und salicyliger Säure zersetzt. — Eine ähnliche Spaltung des Salicins wird aber auch durch Emulsion bewirkt, ohne daß nachweisbar ein physiologischer Prozeß dabei betheilt ist. Das Emulsion ist ein leicht zersetzbarer schwefel- und stickstoffreicher Körper, und in der Hefe findet sich gleichfalls ein schwefel- und stickstoffhaltiger

Stoff, der ebenso leicht zersetzbar ist wie das Emulsion und wie dieses beim Erhitzen des Wassers seine gährungerregende Eigenschaft verliert. In Mandelmilch von süßen Mandeln, die als eine concentrirte Lösung von Emulsion betrachtet werden kann, tritt endlich nach Zusatz von Traubenzucker lebhaftere Alkoholgährung ein, so daß der Analogie nichts an Vollständigkeit fehlt.

Schreibt man nun dem schwefel- und stickstoffhaltigen Hefenbestandtheil die gährungerregende Wirkung zu, so bliebe zu erklären, in welcher Beziehung der physiologische Prozeß der Hefenbildung zu jenem Körper steht. Es könnte sein, daß durch jenen Prozeß eben nur der als Ferment wirkende Stoff in der lebenden Zelle erzeugt wird, und um dies zu entscheiden, hat Liebig einige Versuche angestellt, welche die Sache wesentlich aufklären.

Extrahirt man Hefe mit Wasser, so erhält man eine Flüssigkeit, welche Rohrzucker sehr energisch in Traubenzucker verwandelt; sie enthält wahrscheinlich ein Zersetzungsprodukt eines Hefenbestandtheils, einen Stoff, der in fortwährender Umwandlung begriffen ist, aber nicht die Fähigkeit besitzt, Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu spalten. Welcher Substanz in der Hefe diese Fähigkeit zukommt, läßt sich nicht ermitteln, die vorliegenden Hefenanalysen weichen sehr stark von einander ab, und in der That wechselt die Zusammenfügung der Hefe, man kann sagen, von einem Tage zum andern. Dies ist wohl ein sicheres Merkzeichen der Veränderungen, die unausgesetzt in ihrer Substanz vor sich gehen.

Läßt man Hefe im breiartigen Zustande mit Wasser bedeckt bei mittlerer Temperatur stehen, so tritt eine vollständige Gährung ein und es bildet sich Alkohol und Kohlensäure. Nach Pasteur tritt hierbei wieder eine Neubildung von Hefe ein und die jungen Zellen entstehen aus dem Material der Mutterzellen. Ein Theil der Cellulose dieser letzten verwandelt sich in Zucker und von diesem dient ein Theil zur Neubildung der jungen Zellen, während der andre in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Kontrollirt man aber diese Behauptung mit der Wage, so zeigt sich nach Liebigs Versuchen, daß, wenn der gebildete Alkohol von der Cellulose der Zellenwände der Hefe stammte, diese letztere nach vollendeter Gährung vollständig verschwunden sein müßte. Es hätten keine Zellen mehr in dem Rückstande nachweisbar sein dürfen; der Augenschein zeigt aber, daß die Zellen in der Hefegährung nicht vermindert werden und nicht verschwinden. Wohl aber erleiden sie eine Veränderung, die sich nach

Mägeli durch die dickeren und dickeren Zellmembran, den körnigen und verminderten Plasmainhalt kundgibt. Diese Hefenzellen sprossen nicht mehr, sie sind abgestorben und der Vorgang der Hefengährung besteht also in einer Zerfetzung des Zelleninhalts. Der Stickstoff- und der Schwefelgehalt der Hefenzellen hat sich hierbei vermindert und ein Theil ihrer eiweißartigen Substanz ist in die Flüssigkeit übergetreten.

Wenn nun aber nicht die Cellulose der Hefenzellen es ist, welche das Material zur Alkohol- und Kohlensäurebildung liefert, so muß dies von einem dem Zucker identischen oder ähnlich zusammengesetzten Stoffe stammen, der einen Bestandtheil des Zelleninhalts ausmacht; und da dieser Stoff durch Auswaschen der Hefe nicht entzogen werden kann, so muß er nothwendig in Form einer festen Verbindung mit einem andern Körper in der Zelle enthalten sein, welcher reich an Stickstoff und schwefelhaltig ist.

Vergleichen wir endlich das Verhalten der Hefenzellen in der Bierwürze mit dem der Hefe in einer reinen Zuckerslösung, so ergibt sich, daß in der Würze eine sehr bedeutende Vermehrung der Zellen während der Zuckergährung stattfindet; in der reinen Zuckerslösung hingegen tritt zwar eine Gewichtszunahme der Hefe, aber nicht die von Pasteur behauptete Vermehrung wirksamer Zellen ein. Im ersten Fall finden die Zellen in der stickstoffhaltigen Lösung reichlich Nahrungstoff zu ihrer Ernährung und Vermehrung; in der reinen Zuckerslösung fehlt dieser Nährstoff und der Vorgang ist ein anderer. Hier tritt zunächst ein Theil des stickstoffhaltigen Bestandtheils des Hefenzelleninhalts an die Flüssigkeit, welche noch reich ist an Zucker. Die ruhende lebende Hefe verhält sich jetzt zu dieser Flüssigkeit wie frische Hefe, die man zur Bierwürze gesetzt hat; sie sprießt und es bilden sich neue Zellen, welche die aufgelöste stickstoffhaltige Materie zur Wiederherstellung von normalem aktiven Zelleninhalt verwenden. Indem diese neuen Zellen auf den Zucker wirken, tritt wieder stickstoffhaltige Materie aus und dies kann Monate lang so fortgehen. Mit der Erzeugung frischer Zellen geht die Bildung neuer Zellwände parallel, und da diese aus Cellulose bestehen, so vermehrt sich das Gewicht der Hefe nur um das Gewicht der hinzugekommenen Cellulose.

Die Dauer der Gährung bei geringen Hefemengen oder die sogenannte Nachgährung beruht also darauf, daß der in Folge des Umsatzes in

der Hefenzelle an die Flüssigkeit getretene schwefel- und stickstoffhaltige Bestandtheil derselben, der für sich das Vermögen nicht hat, den Zucker in Kohlensäure und Alkohol zu spalten, dieses Vermögen wieder gewinnt; und dies geschieht dadurch, daß er als Nährstoff zur Erzeugung neuer Hefenzellen dient und in der Zelle selbst die Form der Verbindung wieder gewinnt, in welcher er die Zerfetzung des Zuckers hervorbringt.

Während der Gährung tritt in den Hefenzellen eine Theilung des stickstoffhaltigen Zelleninhalts ein, ein Theil desselben bleibt in der unwirksam gewordenen Zelle in unlöslichem Zustande stets zurück, und dies ist der Grund, warum die Wirkung der Hefe zuletzt eine Grenze hat. Wenn alle stickstoffhaltigen Bestandtheile austreten würden und die Fähigkeit behielten, immer wieder aufs Neue zur Erzeugung von Hefe zu dienen, so würde der Vorgang der Gährung ein wahres Perpetuum mobile darstellen, einer arbeitenden Maschine gleich, die in sich selbst die Kraft zur Arbeit stets wiedererzeugt.

Versetzt man die Zuckerslösung mit einer größeren Quantität Hefe, so tritt alsbald eine rasch verlaufende Gährung ein, und wenn sich nach Verlauf derselben die Flüssigkeit klärt, so hat die Hefe an Gewicht verloren; bei sehr wenig Hefe kann, wie in der Nachgährung der Weine, die Gährung monate- oder jahrelang dauern; in diesem Fall nimmt die Hefe an Gewicht zu.

Wenn man von bloßen Meinungen absteht, so beschränkt sich unsere thatsächliche Kenntniß von der Hefe und ihren Wirkungen auf Folgendes: Die Hefe besteht aus Pflanzenzellen, die sich in einer Flüssigkeit entwickeln und vermehren, welche Zucker und Albuminat oder einen von einem Albuminat stammenden Körper enthält; die Hauptmasse des Zelleninhalts besteht aus einer Verbindung von einem stickstoff- und schwefelhaltigen Körper mit einem Kohlehydrat oder Zucker. In der Hefe tritt von dem Moment an, wo sie sich fertig gebildet hat und in reinem Wasser sich selbst überlassen wird, eine molekulare Bewegung ein, die sich in der Umsetzung der Bestandtheile des Zelleninhalts äußert. Das in derselben enthaltene Kohlehydrat zerfällt in Kohlensäure und Alkohol und ein kleiner Theil seines schwefel- und stickstoffhaltigen Bestandtheils wird löslich und behält die in ihm eingetretene molekulare Bewegung in der Flüssigkeit bei; in Folge derselben hat dieser Stoff das Vermögen, Rohrzucker in Traubenzucker überzuführen. An diesem Vorgange nimmt kein Körper von außen außer Wasser Antheil.

Wenn einer Mischung von Hefe und Wasser Rohrzucker zugesetzt wird, so tritt zunächst dessen Umwandlung in Traubenzucker ein und die durch die Wände der Hefenzelle eindringenden Zuckerktheilchen verhalten sich in der Zelle selbst wie der Zucker oder das Kohlehydrat, welches ein Bestandtheil des Zelleninhalts ist; sie zerfallen in Folge der auf sie einwirkenden Thätigkeit in Alkohol und Kohlensäure; es tritt, wie man alsdann sagt, die Gährung des Zuckers ein.

Die Bedeutung des pflanzlichen Organismus für die Erscheinung der Gährung scheint hiernach klar zu sein, insofern nur durch dessen

Vermittelung ein Albuminat und Zucker in der Flüssigkeit, worin sich der Hefepilz entwickelt, zu der eigenthümlichen Verbindung, oder wenn man will, in der losen Form vorübergehend zusammentreten können, in welcher allein sie als Bestandtheil des Pilzes eine Wirkung auf den Zucker äußern; wenn der Pilz nicht mehr wächst, so löst sich das Band, welches die Bestandtheile des Zelleninhalts zusammenhält, und es ist die in demselben eingetretene Bewegung, wodurch die Hefenzellen eine Verschiebung oder Spaltung der Elemente des Zuckers und anderer organischen Moleküle bewirken.

Neue Bücher.

Analyse, qualitative. Reactionsschema für dieselbe. Berlin, Hirschwald.
Optik und ihre Gegenstände, von D. Bandlin. 2. Bd. Basel, Richter.

Lehrbuch der Chemie, gegründet auf die Werthigkeit der Elemente, von A. Geuther. Jena, Döbereiner.

Z o o l o g i e.

Die Anwendung der Thiergeographie auf die Schöpfungsgeschichte*). Pflanzengeographie und Thiergeographie, obwohl auf dem gleichen Gebiete der räumlichen Verbreitung der Organismen thätig, sind schon von Anfang an in den Aufgaben, die sie sich stellten, und bei fortgeschrittenerer Entwicklung in den Zielen, die sie erreicht, in den Diensten, die sie der gesammten Biologie erwiesen haben, weit auseinandergegangen. Die Ursache hiervon liegt ganz vorzüglich in der verschiedenen Stellung, die die beiden großen Reiche lebender Wesen gegenüber den die Verbreitung beeinflussenden Faktoren einnehmen. Während alle Pflanzen in jedem Sinne mehr an den Boden gefesselt erscheinen, ist freie Beweglichkeit vorherrschende Eigenschaft der Thiere, die jedoch verschiedenen Klassen in verschiedenem Grade eignet; daraus ist schon a priori zu schließen, daß dort die Verbreitungsverhältnisse gleichförmiger, hier mannichfaltiger sein werden. Die Erfahrung bestätigt diesen Schluß in ausgedehnter Weise. Die Pflanzengeographen haben die Erde in eine Reihe von Provinzen zu theilen vermocht, deren Grenzen für die große Mehrzahl der von ihnen umschlossenen Gewächse gleichmäßig natürlich erscheint; für die Verbreitung der Thiere würden derartige Eintheilungen immer nur eine viel

beschränktere Anwendung finden können; so hat, um nur ein Beispiel zu nennen, das in seiner Pflanzenwelt so einförmige Australien zwar eine nicht wenig eigenthümliche Säugethierfauna, dagegen eine vorwiegend mit der indischen verwandte Insektenwelt, so daß man bezüglich der letzteren sehr viel weniger geneigt sein wird, aus dem künftigen Erdtheil eine thiergeographische Provinz zu machen als im Hinblick auf erstere. Aehnliches ist an anderen Regionen zu beobachten; die geflügelten Thiere haben stets weitere Verbreitungsbezirke als die bloß auf ihre Beine angewiesenen, und unter den Meereshwohnern halten sich die Kriechenden in viel engeren Grenzen als die Schwimmenden. Es ist bekannt, wie kosmopolitisch einige Gruppen sind, wie man gewisse Familien starkfliegender Seevögel vom Nordpol bis zum Südpol nirgends vermißt und wie die Wale und Delfine im atlantischen nicht weniger als im stillen Ocean sich umhertummeln. Diese Mannichfaltigkeit der Verbreitung macht das Gesamtbild der thiergeographischen Verhältnisse lebendiger, bunter als das der pflanzengeographischen, aber es macht gleichzeitig die Aufgabe schwerer und ist vorzüglich daran schuld, daß die wissenschaftliche Entwicklung der Thiergeographie so langsam sich vollzog und nach ganz anderen Zielen sich wandte als die Pflanzengeographie. Diese erhielt schon von ihren ersten Bearbeitern, wie

*) Hierzu die Karte über die Palaearctik der wichtigsten Thiere.

Wahlenberg, Humboldt u. A., ganz konkrete Aufgaben gestellt; die Untersuchungen über die Beziehungen, welche zwischen den Linien gleicher Jahreswärme, oder gleicher Sommertemperatur, oder gleicher Niederschlagsmengen und den Verbreitungsgrenzen der Pflanzen bestehen, über die Analogien, die in der Flora hoher Berge und hoher Breiten sich herausstellen, die Elemente der landschaftlichen Phytognomie, die Gebundenheit an gewisse geognostische Zusammenhänge des Bodens waren sämtlich Probleme, die der Thiergeographie durchaus fremd bleiben mußten und höchstens durch das Medium ihrer Endresultate einigen Einfluß auf dieselbe übten. Dafür war in sie ein Element eingetreten, das bald hohe Bedeutung erlangte, jener dagegen einstweilen noch fremd blieb, es war das Studium der vorweltlichen Thierreste und ihrer Beziehungen zur jetzt lebenden Thierwelt. Es ist bekannt, daß Cuviers grundlegenden Forschungen über fossile Thiere an diejenigen Epochen der Vorwelt anknüpfen, welche der, in welcher wir leben, unmittelbar vorausgingen, nämlich an die Tertiärzeit; bei der großen Uebereinstimmung der Fauna der jüngeren Tertiärgebilde mit der der heutigen Länder und Meere konnten Versuche zur Parallelisirung beider nicht ausbleiben und die Verbreitungsverhältnisse der heute lebenden Thiere wurden in dem Maße, als die Kenntniß der vorweltlichen Schöpfungen fortschritt, mehr und mehr aus einem historischen Gesichtspunkte betrachtet. Wenn, wie wir oben angedeutet, das Streben der Pflanzengeographie vorzüglich auf Klarlegung derjenigen Ursachen gerichtet war, welche in der Gegenwart die Verbreitung der Gewächse bestimmen, so trat nun in der Thiergeographie immer mehr das Streben hervor, den schöpfungsgeschichtlichen Prozessen nachzuspüren, durch welche die Verbreitung der Thiere sich so gestaltet hatte, wie sie gegenwärtig sich darstellt. Diese Tendenz ließ die Entwicklung der gesammten Disciplin im Anfange bedeutend hinter der botanischen Schwesterwissenschaft zurückbleiben; sie war Jahrzehnte lang durch die Cuviersche Katastrophenlehre gebunden, denn wie diese jeden Zusammenhang zwischen verschiedenen Schöpfungsperioden, z. B. der tertiären und der gegenwärtigen, zu leugnen, oder wenigstens auf unbedeutende Spuren zu reduciren pflegte, um jede Epoche mit einer gründlichen Neuschöpfung beginnen zu lassen, so wollte auch die Mehrzahl der Thiergeographen in den Ver-

breitungsbeziehungen, die die Schöpfungsgeschichte umfaßt, bestanden hatten, nichts Anderes als den unmittelbaren Ausdruck eines nicht weiter zu erforschenden schöpferischen Gedankens erblicken, und es war nur konsequent, wenn sie z. B. die auffallende Uebereinstimmung der nordamerikanischen und nordeuropäischen Thierwelt nicht einmal versuchsweise durch Wanderungen erklärte, sondern von vornherein an zwei von einander unabhängige Schöpfungsakte appellirte und zu diesem Behufe jene Uebereinstimmung auf ein allergeringstes Maß zu reduciren und als zufällige Aehnlichkeit darzustellen sich bemühte. Agassiz, der Vater, war das Haupt dieser ohne Cuviers Geist auf Cuviers anfänglichsten Wegen fortschreitenden Schule, in deren Hand sich die Thiergeographie zu einer ebenso kühnen als unwahren Ausmalung des mosaischen Schöpfungsberichtes verbildete.

Neben Forschern, die, sei es aus allzu großer Phantasiafülle oder aus eigensinniger Rechthaberei, die Thatfachen eine andere Sprache sprechen lassen, als die, welche ihnen von Natur zukommt, gibt es zum Glück stets eine kaum geringere Anzahl besonnener und klarer Köpfe, die aus den kühnen Hypothesen Jener die Wahrheitskerne herauszufinden und in fruchtbarer Weise als sie zu verwenden wissen. So fand auch der Gedanke, die Thiergeographie mit schöpfungsgeschichtlichen Thatfachen in Connex zu setzen, bald einen günstigeren Boden, als der war, den Cuvier und Agassiz mit ihren unübersteiglichen und undurchdringlichen Scheidewänden unveränderlicher Arten, durch Neuschöpfungen inauguirter und durch Katastrophen beschlossener Schöpfungsperioden, scharf umschriebener Schöpfungscentren bebaut hatten. Von den Anhängern der Entwicklungstheorie aufgenommen, fand diese Idee eine ungeahnt reiche und nach allen Seiten hin wirkungsvolle Entfaltung; sie hat die Kunde der geographischen Verbreitung der Thiere zu einer Hauptstütze der seit wenigen Jahren auf ganz neuen Grundlagen erstandenen Schöpfungsgeschichte gemacht, nachdem sie der bis dahin so unvollkommenen Disciplin durch Aufstellung einer neuen Theorie über die Entstehung der Arten die Bahn zu ungehinderter Ausübung gebrochen hatte. Wenn wir unter Wissenschaft nicht jeden beliebigen Notizenkram, sondern einen organisch zusammenhängenden Bau, nach klar erkannten Gesetzen mit dem Materiale kritisch bewährter Thatfachen aufgerichtet, verstehen, so ist erst mit dem Aufschwung, den gleichzeitig mit andern natur-

geschichtlichen Disciplinen im Beginn des vorigen Jahrzehnts die Thiergeographie nahm, dieselbe aus dem Stadium der Vorbereitung in das des endgültigen Ausbaues, aus dem der Kenntniß in das der Erkenntniß eingetreten. Wir wollen im Folgenden versuchen, in Kürze den Charakter dieser jungen, vielversprechenden Wissenschaft zu schildern, da derselbe einen interessanten Beleg gibt für die Umwandlung, die das Auftreten rationeller Anschauungen über das Werden der organischen Welt selbst auf entfernteren Gebieten der Biologie zu bewirken vermocht hat.

Vergegenwärtigen wir uns die allgemeinsten Verhältnisse in der geographischen Verbreitung der heutigen Thierwelt. Am Nordpol beginnend finden wir die arktischen Regionen als Sitz einer oft bis ins Einzelne übereinstimmenden, an Arten armen, an Individuen meist reichen Fauna; dieselbe möge als circumpolare Provinz unterschieden werden von einem ebenfalls rund um den Nordpol laufenden, südlicher liegenden Gürtel, der die nördlichen gemäßigten Breiten Europa's, Asiens und Amerika's einschließt und allgemein als paläarktische Provinz bezeichnet wird. Um die Uebereinstimmung, welche innerhalb dieses — in Europa noch die Mittelmeerländer in sich aufnehmenden — weiten Gebietes herrscht, zu charakterisiren, wollen wir nur den gemeinen Bären, der in wenig verschiedenen Arten von den Felsengebirgen bis nach Japan wohnt, den Wolf, den Fuchs, das Glenn (Moosthier der Amerikaner), das Renthier, die Edelhirsche, den Bison (in Europa fälschlich mit dem Namen „Aurochs“ belegt, der dem ausgestorbenen wilden Ochsen, *Bos primigenius*, zugehörte), den Luchs namhaft machen; mögen diese Thiere sowie die übrigen Bewohner dieser Provinz an den weit getrennten Punkten ihres Vorkommens einzelne Abweichungen zeigen, so ist ihnen doch allen ein gemeinsamer Typus aufgeprägt, und so wenig z. B. der allgemeine Charakter des kalifornischen oder canadischen Waldes von dem des europäischen oder japanischen gründlich verschieden ist, ebenso wenig ist dies in der Thierwelt der Fall; wollten wir uns hier mit der Aufzählung der Verbreitungsverhältnisse niederer Thiere befassen, so würden wir eine nicht geringere Analogie zwischen der alten und neuen Welt antreffen. Von Norden her dem Aequator uns nähernd, fallen aber die beiden Hauptkontinente auseinander; wie schon dem überschauenden Blick Asien und Amerika im Norden einander genähert, im Süden aber

durch breite Meere auseinander geschoben erscheinen, so wird auch die Thierwelt von Norden nach Süden mehr und mehr abweichend, und der Thiergeograph sieht sich genöthigt, Süd-Asien sammt der westlichen Hälfte des malayischen Archipels einerseits, Süd- und Mittelamerika sammt den Antillen andererseits als besondere Provinzen abzusondern. Afrika, dessen nördlich der Sahara gelegener Theil zur paläarktischen Provinz gehört, bildet mit seinem mittleren und südlichen Abschnitt sammt Madagaskar ebenfalls ein eigenes Verbreitungsgebiet und nicht weniger Australien mit seiner Inselwelt, das sogar hinsichtlich der Pflanzenwelt und mancher Thiergruppen, vor allen der Säugethiere, viel abgeschlossener, eigenartiger dasteht als alle anderen Provinzen.

Nach dem, was wir oben über die Möglichkeit der Abgrenzung allgemein gültiger Verbreitungsbezirke gesagt, versteht es sich von selbst, daß es Abwägungen der Verbreitungsverhältnisse verschiedener Thierklassen sind, welche zur Aufstellung der vorstehenden sechs Hauptprovinzen geführt haben*). Australien zerfällt für den, der die Landschnecken ausschließlic ins Auge faßt, in einen östlichen und einen westlichen Abschnitt, der Schmetterlingskundige dagegen wird es mit Süd-Asien vereinigen, und wer das Hauptgewicht auf die Verbreitung der Reptilien legt, wird dem eigentlichen Neuholland Neuseeland zugesellen, während der Pflanzengeograph sich aufs Entschiedenste gegen eine solche Vereinigung erklären dürfte. Was in solchem Wirrsal allein zu leiten vermag, ist die geschichtliche Methode, durch die eine Einsicht in das Zusammenwachsen der verschiedenen Elemente einer solchen Provinz angestrebt wird. Bekanntlich sind sowohl Festländer als Inseln Hebungen und Senkungen unterworfen, und wenn dieselben auch in den Zeiträumen, in denen wir sie zu beobachten vermögen, nur unmerkliche Veränderungen hervorbringen, so ist doch ihr fortgesetzter Einfluß hinreichend, um mit der Zeit die Configuration großer Theile der Erdkugel gründlich umzu-

*) Der englische Ornitholog Sclater ist der Erste, welcher dieselben in die Wissenschaft eingeführt hat, vor ihm herrschte die allergrößte Willkür in der Abgrenzung der thiergeographischen Provinzen, da aus sogleich darzulegenden Gründen eine Uebereinstimmung über die Abgrenzung derselben nur möglich war unter Voraussetzung gleicher Ansichten über die Gesetze, welche die geographische Verbreitung der Organismen beherrschen: diese aber traf nicht eher zu, als bis die Entwicklungstheorie der Schöpfung durch Darwin zur Geltung gelangte.

gestalten. Es ist sicher, daß solche Verschiebung der Kontinente und Inseln nicht ohne Einfluß auf die Thierwelt sein kann, welche dieselben bewohnt. Ein nach allen Seiten von Meer umgebenes Land wird mit der Zeit eine eigenartige Fauna auf seinem Boden herausbilden, denn die Isolirung wird Zumischung fremder Bestandtheile verhüten, und die Varietäten, welche entstehen, werden Zeit und Raum genug finden, um sich zu neuen Arten auszubilden. Wir sehen in der That die isolirten Regionen, d. h. die Inseln stets verhältnißmäßig artenreicher als die Kontinente, und es umschließt z. B. manche der westindischen Inseln eine größere Anzahl eigener Landschneckenarten, als ganz Nordamerika aufzuweisen hat. Hingegen wird eine noch so große Strecke Landes, die mit andern Landstrichen in Verbindung steht, stets einen Austausch ihrer Bewohner gegen die der umliegenden Regionen erfahren, und es entsteht hierdurch eine größere Gleichförmigkeit des Charakters, da die erste Bedingung der Entstehung neuer Arten, die Isolirung, wegfällt. Es erklärt sich so, daß z. B. Irlands Thierbevölkerung einen ganz andern Charakter aufweist als die des europäischen Festlandes und selbst als die Englands, welche länger mit der des Kontinentes in Berührung gewesen war. So gemeine Thiere, wie Hase, Eichhorn, Hausmarder, Maulwurf, fehlen der grünen Insel, während sie sämmtlichen Bezirken des europäischen Festlandes zukommen. Tritt durch Hebung des Meeresbodens eine Insel so weit hervor, daß sie mit dem nächstliegenden Festlande in Verbindung kommt, ein Theil desselben wird, so ändert sich ihr Charakter nicht schnell genug, um nicht noch lange Jahrhunderte kenntlich zu sein, während andererseits die Absonderung eines Landstriches lange bestehen kann, ohne daß auffallende Besonderheiten in der Fauna einer solchen neugebildeten Insel auftreten. Gewisse Thiergruppen sind eher fähig, der Fauna, der sie angehören, einen bestimmten Stempel aufzuprägen als andere, und wir sehen z. B. die Landschnecken der Antillen sowohl auf den einzelnen Eilanden als auch gegenüber denen des amerikanischen Festlandes beträchtliche Verschiedenheiten entfallen, während Reptilien, Amphibien, Vögel, die meisten Insektenklassen in viel geringerem Grade von dem ursprünglichen mittelamerikanischen Typus abgewichen sind; für letztere ist offenbar der Zeitraum, der seit der Trennung der Inseln vom Festland verfloß, nicht groß genug gewesen, um tiefeingreifende Veränderungen entstehen zu lassen, für jene dagegen hat er hierzu genügt.

Es kann endlich der Fall eintreten, daß ein Landstrich, welcher ein Theil eines verschwundenen oder zurückgehenden Kontinentes war, zur Insel wurde und nachträglich wieder durch Hebung des Bodens einem neuen Festlande verbunden wird; er wird dann ebenfalls seinen Charakter auf lange hinaus bewahren und wird durch seine von der des betreffenden Kontinentes abweichende, und zwar in den Fällen, die wir realisiert finden, durchaus sehr weit abweichende Thierwelt seinen eigenartigen Ursprung bezeugen.

In diesen Verhältnissen liegt ein großer Theil der Bedeutung, welcher der Thiergeographie in Bezug auf die Aufhellung der Schöpfungsgeschichte innewohnt. Die moderne Geologie hat uns mehr und mehr an den Gedanken gewöhnt, daß Hebungen und Senkungen des Bodens nicht etwa, wie man sonst wohl glaubt, merkwürdige Ausnahmen einer allgemeinen Regel, sondern im Gegentheil die Regel selbst darstellen. In der That, wo gibt es keine Niveaüänderungen zu notiren? Die europäischen Küsten zeigen sämmtlich entweder eine niedergehende oder aufsteigende Bewegung, und wenn andere Erdtheile so genau bekannt wären wie der unsere, so würde wohl kein Zweifel an dem allgemeinen Vorhandensein der Oscillationen, das übrigens schon jetzt in großer Ausdehnung bewiesen ist, aufkommen. Aber wo blieben die Beweise für derartige, durch ihre Dauer großartig umgestaltende Bewegungen, wenn die Erde kahl, unbewohnt wäre? Ein Granitgebiet oder eine Sandfläche, die vor einem Jahrhunderttausend aus dem Meere aufgestiegen, sind nicht mehr zu unterscheiden von den anstoßenden Strecken, welche vielleicht schon seit Millionen Jahren festes Land darstellen, und eine Inselkette, wie die Antillen, wenn sie dem nächstliegenden Festlande durch Hebung verbunden wird, würde nur schwer ihren Ursprung erkennen lassen. Thier- und Pflanzengeographie treten aber hier in die Lücke und zeigen nicht allein das Wo? und Wie? sondern — im Sinne geologischer Zeitberechnung — auch das Wann? der Veränderungen in der Bodengestaltung. Ein schönes Beispiel der höchst fruchtbaren Verwerthung, deren thiergeographische Thatfachen für Aufhellung der Entstehungsgeschichte von Ländern und Inseln fähig sind, haben die Wallace'schen Forschungen über die Entwicklung des indischen Archipels gegeben. Betrachtet man die Lage der Inseln Java, Borneo und Sumatra und der Halbinsel Malakka, so wird es am wahrscheinlichsten erscheinen, daß Java und Sumatra unter einander

und mit dem Festland in engerer Verwandtschaft stehen als Borneo, und daß sie wahrscheinlich erst spät durch den Durchbruch der Sundastraße in zwei gesonderte Inseln zerrissen wurden. In Lage und Richtung stimmen sie überein und eine zusammenhängende Vulkanfette durchzieht beide. Borneo dagegen ist nicht allein von der Halbinsel Malakka viel weiter entfernt, sondern bildet auch eine viel kompaktere, abgeschlossener Landmasse als die beiden andern Inseln und macht auf der Karte ganz den Eindruck, als sei es in demselben Maße von ihnen verschieden, als es räumlich weiter von ihnen getrennt ist. In Bezug auf die Thierwelt der drei Perlen des Ostens erwarten wir eine gewisse Verschiedenheit Borneo's von den beiden andern Inseln und größere Uebereinstimmung dieser unter sich. Die Erfahrung beweist das Gegentheil; Borneo, obwohl von Sumatra mehre hundert Meilen entfernt, zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit demselben in seinen thierischen Bewohnern, während dieses von dem durch die kaum zwanzig Meilen breite Sundastraße geschiedenen Java in diesem Punkte weit abweicht, so daß in Wahrheit Borneo und Sumatra für den Thiergeographen einander ungleich näher verwandt sind als mit Java. Es führt diese Thatsache auf die richtige Deutung der Entwicklung des Sundaarchipels. Java war früher vom Festland getrennt als Borneo und Sumatra, war längst Insel, als diese noch durch die Malakkahalbinsel unter sich und mit dem Kontinent verbunden waren, und erst eine spätere Senkung des Bodens ließ auch sie durch einen breiten Meeresarm geschieden werden. In gleicher Weise erkennen wir aus dem Vergleiche der südafrikanischen und nordafrikanischen Fauna, daß dieser jetzt mehr als andere abgerundete, einheitliche Kontinent aus zwei Stücken zusammengewachsen ist, welche von andern, theilweis verschwundenen Erdtheilen sich abgelöst hatten. Süd- und Mittelfrika hingen einst mit Asien, Nordafrika mit Europa zusammen, beide waren durch das Saharameer getrennt und verbanden sich erst, als dieses durch Hebung zur Wüste ward; aber noch heute zeigt Afrika in den Verhältnissen seiner Thierverbreitung seine Geschichte deutlich geschrieben.

Wie das Werden der heute existirenden, so wird auch das Verschwinden früher vorhandener Landmassen durch Thier- und Pflanzengeographie aufs Erwünschteste aufgehehlt. Haben zwei durch Meer getrennte Gebiete Arten, von denen vorausgesetzt werden kann, daß sie Meeres-

arme nicht überschreiten, gemeinsam, so ist dies ein Beweis, daß dieselben einst durch zusammenhängendes Land verbunden waren. Es ist auf Gründe dieser Art, daß man die miocäne Atlantis, die über Südeuropa, Nordafrika und die Azoren die alte Welt mit der neuen verknüpfte, den spätereitdren Erdtheil Lemuria, welcher Südafrika, Madagaskar und Südasien in sich aufgenommen hatte, und den wohl noch in die gleiche Periode fallenden australischen Urkontinent, in welchen außer der heutigen australischen Inselwelt ein großer Theil des malayischen Archipels, Polynesiens, sowie ein Theil des versunkenen antarktischen Landes eingingen, zu rekonstruiren vermochte. Nicht weniger geben derartige Zustände Mittel an die Hand, Meere, die jetzt Land geworden sind, wieder in ihren alten Umrissen festzustellen, und es läßt z. B. der Vergleich der mittelmeerischen, kaspiischen und japanischen Fauna, sowie der nordasiatischen Tertiärschichten nicht zweifeln, daß einst von Südeuropa bis nach dem äußersten Ostasien ein zusammenhängendes Meer fluthete; heute noch leben an Japans Küsten schwerbewegliche Krebsarten, welche in gleicher Weise im Mittelmeer gefunden werden, zahlreicher anderer Uebereinstimmungen nicht zu gedenken.

Die Oscillationen der Erdrinde vermochten einen und denselben Erdtheil in verschiedene aufeinander folgende Beziehungen zu setzen, und die Fauna und Flora desselben bewahrt dann die Spuren der verschwundenen Zusammenhänge in oft merkwürdiger Mischung. Südafrika, Südamerika und das dritte Land der südlichen Hemisphäre, Australien, haben eine nicht geringe Anzahl von Thieren und wohl auch Pflanzen aus einer gemeinsamen Quelle erhalten, die nichts Anderes als ein versunkener antarktischer Kontinent war. Südamerika ward dann durch Nordamerika mit gewissen altweltlichen Geschöpfen versehen, während Südafrika mit Asien in Verbindung trat, um endlich nach Lösung dieser in seinem nördlichen Rande sich an ein Stück osteuropäischen Landes anzuschließen. Nur Australien blieb in diesem Auf- und Abwogen isolirt und bewahrt darum noch heute die älteste, eigenthümlichste Thier- und Pflanzenwelt, welche die gegenwärtige Schöpfung kennt.

Nach den Beispielen, die wir gegeben, ist es wohl überflüssig, die Bedeutung dieser schöpfungsgeschichtlichen Seite der Thiergeographie, der sich in den letzten Jahren allmählig auch die Pflanzengeographie in gleicher Richtung angegeschlossen hat, wiederholt zu betonen. Die organische Welt ist

so eng mit der Konfiguration der Erde verknüpft, daß ihre Geschichte ohne Kenntniß der Veränderungen, die diese erfahren hat, in der Luft schweben müßte. Nur möge hier noch hervorgehoben werden, daß diese Forschungen immer weiter in das Dunkel der Urwelt zurückschreiten und, nachdem sie in allgemeinen Umrissen die während der Tertiärperiode eingetretenen Veränderungen der Erdgestaltung angedeutet,

man auch die Kreide- und Jurazeit in den Kreis ihrer Forschungen einbeziehen. Freilich wird das den Kombinationen zu unterliegende Material stets spärlicher, je weiter zurück die betreffende Epoche in der Erdgeschichte reicht, aber die Sammlung neuer Thatfachen geht ununterbrochen vor sich, so daß die Quellen wissenschaftlicher Erkenntniß hier, wenn auch langsam, so doch stetig fließen werden.

A k t o l o g.

Blasius, Johann Heinrich, Naturforscher, als Zoologe sehr verdient, † am 26. Mai in Braunschweig. Er war geboren am 7. Oktober 1809 zu Rhumbrecht im Regierungsbezirk Köln, erst Lehrer zu Krefeld und seit 1836 Professor der Naturgeschichte am Carolinum zu Braunschweig, seit 1866 Direktor der braunschweigischen Gallerie, deren Schätze er

neu ordnete. Von seinen Schriften sind besonders erwähnenswerth: „Fauna der Wirbelthiere Deutschlands“ (Bd. 1, 1857, Säugethiere) und „Die Wirbelthiere Europa's“ (mit Kaiserling) Bd. 1, Braunschweig 1840; „Reise in europäischen Rußland 1840 und 1841“ (mit Kaiserling), 2 Bde., das. 1844.

Physiologie und Medicin.

Neuere Untersuchungen über Blutkörperchen *). Die Forschungen über Natur und Funktion des Blutes erfuhren sich des Vortheils, durch verschiedene, an manchen Punkten ineinandergreifende Methoden gefördert zu werden; der physikalischen Untersuchung gesellt sich die chemische, und beide werden ihrerseits ergänzt durch die morphologische, welche das Mikroskop zum Werkzeug hat. Der Gewinn, welcher hierin liegt, wird erst begreiflich, wenn man die Unzugänglichkeit erwägt, die jeglicher dieser Hülfswissenschaften der Physiologie anklebt, so lange sie isolirt schafft, und welche sich nirgends deutlicher herausstellt als in jenen Fällen, in denen die Eigenschaften des Untersuchungsobjektes solche fruchtbringende Kombination erschweren. Wir erinnern daran, daß eine der wichtigsten Ursachen der Rückständigkeit unserer Kenntnisse über Nerven- und Muskelthätigkeit in der Schwierigkeit beruht, derselben auf chemischem Wege beizukommen. Auf der einen Seite hat die Physik, auf der andern die mikroskopische Anatomie reiches Material von Erfahrungen über alle einschlägigen Thatfachen gesammelt, aber was zu vollständiger oder der Vollständigkeit sich an-

nähernder Einsicht in die Verhältnisse fehlt, das ist eben die Kenntniß der chemischen Vorgänge im thätigen Nerven und Muskel und deren Stelle ist bis jetzt mit Ausnahme weniger Punkte durch Eine große Lücke bezeichnet. Man darf sich glücklich schätzen, daß auf dem hochwichtigen Gebiete der Blutphysiologie die Schwierigkeiten nicht von gleicher Bedeutung sind, und es steht sogar zu hoffen, daß mit fortschreitender Aufhellung der auch hier noch zahlreichen dunkeln Punkte die verschiedenen Forschungsmethoden sich kräftiger in die Hände arbeiten werden, als gegenwärtig bereits geschieht; wenigstens bezeichnen die im Folgenden kurz zu überschauenden Eigenschaften der mikroskopischen Blutanalyse so erhebliche Fortschritte der bis jetzt am weitesten zurückgebliebenen morphologischen Untersuchungen, daß eine günstige Rückwirkung auf die physikalisch-chemische Exploration sicher erwartet werden darf; die Rolle der Zergliederung und der Mikroskopie besteht auch hier gewissermaßen in der Vorbereitung des Bodens, den dann Chemie und Physik mit ihren eindringenderen und feineren Mitteln weiter bearbeiten.

Das Blut des Menschen wie aller höheren, zum Wirbelthierstamm gehörigen Thiere besteht bekanntlich aus einer wenig gefärbten Flüssigkeit, in der höchst zahlreiche Körperchen suspendirt sind, die als Blutkörperchen bezeichnet werden. Neben der überwiegenden Menge scheibensförmiger, scharfsumriferer, gefärbter Elemente dieser Art finden sich in wechselnder Zahl farblose, formverändernde Gebilde, welche meist nach Art ge-

*) Die übersichtlichsten Darstellungen der neueren einschlägigen Forschungen findet man in Stricker, Handbuch der Lehre von den Geweben, Leipzig, Engelmann, 1869 bis 1870 (Artikel: Blut, von A. Rollet, S. 270—305), und bei Funke, Lehrbuch der Physiologie, Leipzig, Bock, 5. Aufl., 1. Lieferung, 1869. Die Einzelheiten befinden sich vorzüglich in den Jahrgängen 1867—69 der Wiener Sitzungsberichte und in Virchow's „Archiv“, sowie anzugeweihte im „Centralblatt f. d. medicinischen Wissenschaften“.

wisser niederster Organismen sich langsam bewegen, und von denen durchschnittlich Eines auf 300—400 der eigentlichen Blutscheibchen gerechnet werden kann; doch ist zu bemerken, daß dieses Zahlenverhältniß bestimmten Schwankungen unterworfen ist, indem sowohl in gewissen Theilen der Blutbahn, vorzüglich im Lebervenen- und Milzvenenblut, als auch nach starken Blutverlusten, nach Nahrungsaufnahme, im jugendlichen Körper und in manchen andern Fällen eine Vermehrung der farblosen Formelemente in ganz beträchtlichem Maße sich kundgibt.

Um die Eigenschaften dieser farblosen Körperchen, ihre Herkunft und ihre Beziehungen zu den rothen Blutscheibchen drehen sich die neueren mikroskopischen Blutforschungen ganz vorzüglich. Die Bewegungen, welche sie ausführen und welche denen der freilebenden Amöben so ähnlich sind, daß die ersten Beobachter derselben geneigt waren, zu glauben, es seien diese Gebilde Parasiten, die gleich manchen kleinen Würmchen im Blute schmarozen, lenkten zuerst die Aufmerksamkeit auf sie. Bei genauerer Beobachtung stellte sich aber heraus, daß sie identisch sind mit den Körperchen der Lymphge, und man erhielt bald Grund zur Vermuthung, daß sie zu den eigentlichen Blutkörperchen in einer innigen genetischen Beziehung stehen. Bekanntlich ist die Lymphge gleich dem Blute eine Nahrungsflüssigkeit; sie entnimmt aus den Verdauungsorganen die Nahrungsstoffe und bringt diese, nachdem sie gewissen Veränderungen unterworfen wurden, in das Blutgefäßsystem. Die aus dem Darne aufgesogene Nahrungsflüssigkeit enthält aber noch keinerlei geformte Elemente, sondern diese erhält sie erst auf dem Wege nach und durch die Lymphgefäße, vorzüglich in den sogenannten Lymphdrüsen; bei der Ankunft in den Blutbahnen ist sie mit farblosen Blutkörperchen oder, was dasselbe heißen will, mit Lymphkörperchen reichlich erfüllt und es liegt hierin der allernächste Grund für die Vermehrung der letzteren nach Blutverlusten, nach geöffneter Mahlzeit und dergleichen. Die Eigenschaften dieser Gebilde sind nicht durchaus übereinstimmend und man vermag ohne Schwierigkeit verschiedene Gruppen farbloser Körperchen abzusondern, indem zweifellos Zwischenstufen zwischen ihnen und den rothen Blutscheibchen existiren. So sind nicht alle in der erwähnten amöboiden Weise (vergl. Ergbl. Bd. V, S. 698) beweglich, sondern es gibt deren, die bereits fester umschriebene Form erlangt haben, es finden auch Unterschiede der Größe statt und einige enthalten Zellkerne, andere nicht. Her-

vorragend an Zahl und Bedeutung erscheinen aber immer die amöboiden Körperchen; diese entstehen ohne Zweifel vorwiegend in den Lymphdrüsen und gewissen sogenannten Blutgefäßdrüsen, vor allem in der Milz. Das Blut, das in die letztere einfließt, enthält auf ein farbloses Körperchen etwa zweitausend, das ausfließende nur noch siebenzig rothe Blutscheibchen, es haben sich also die erstern fast verdreißigfach. Im Gewebe der Lymphdrüsen sieht man diese Gebilde ebenso wie in dem der Milz aufgespeichert und die aus erstere abgehenden Gefäße enthalten eine viel körperchenreichere Flüssigkeit als die zuführenden. Aber doch nicht alle diese beweglichen Gebilde stammen aus den genannten Organen; man sieht nicht nur die Lymphge bereits Körperchen führen, noch ehe sie die Drüsen durchflossen hat, sondern man beobachtet ganz deutlich, wie Einwanderungen beweglicher Zellen aus den die Lymphgefäße und Blutgefäße umgebenden Bezirken des Körpers stattfinden. Dies ist ein Punkt von großer Wichtigkeit. Man weiß seit einigen Jahren, daß beständig Zellenwanderungen im Körper stattfinden, daß die Zellen des sogenannten Bindegewebes, d. h. des Gewebes, das vorzüglich die Zwischenräume zwischen Muskeln, Knochen, Nerven ausfüllt, in alle Organe eindringt, alle umhüllt, in vielen Fällen beweglich sind und beträchtliche Ortsveränderungen bewerkstelligen. Aber diese Zellen sind gleichzeitig in Wesentlichen identisch mit den Lymphkörperchen, den farblosen Blutkörperchen, sowie den Eiterkörperchen, die alle gleich ihnen dem Typus der amöboiden Protoplasmaegebilde angehören und offenbar wenn nicht gleichen, so doch ähnlichen Quellen entfließen. Eine der gemeinsamen Eigenschaften aller dieser amöboiden Mikroorganismen ist die Begierde, mit der sie feinzerteilte Stoffe in sich aufnehmen; man kann sie nach Wunsch mit Karmin, Zinnober oder Berlinerblau buchstäblich füttern, und es gründet sich hierauf die Methode, ihren Wanderungen und Wandelungen durch den Körper nachzuspüren. Injicirt man in die Blutgefäße eines Frosches Zinnober, so beobachtet man, wie die farblosen Blutkörperchen sich mit demselben erfüllen, und wenn man gleichzeitig in irgend einem Theile des Körpers eine Entzündung erregt, so findet sich der Eiter, der hierbei sich bildet, mit zinnoberhaltigen Eiterkörperchen gefüllt. Für diese merkwürdige Erscheinung liegen zweierlei Erklärungen gleich nahe. Da man nämlich nicht nur in dem Eiter, sondern, wenn auch weniger häufig, im ganzen übrigen Körper

solche zinnoberhaltige, amöboiden Körperchen antrifft, so kann man annehmen, daß dieselben dem Blutstrom nahe genug gelegen haben, um den Farbstoff aus demselben an sich zu ziehen; oder aber man kann der Meinung Raum geben, daß die zinnobergefärbten Blutkörperchen aus den Blutgefäßen ausgewandert und in verschiedene Theile des Körpers, vorwiegend aber nach der entzündeten Stelle, zu der ein stärkerer Blutzufluß Statt hat, sich begeben haben. Die Identität der Eiter-, wandernden Bindegewebs- und Blutkörperchen gibt der letzteren Erklärung schon von vornherein eine Stütze, und genaueste Beobachtung hat gezeigt, daß sie in der That dem wirklichen Sachverhalte entspricht. Es liegen jetzt die unzweifelhaftesten Belege dafür vor, daß amöboiden Körperchen aus dem Körper in den Blutstrom durch die Wandungen der Blutgefäße hindurch einwandern und gleicherweise aus diesem in jenen hin austreten; zuerst mit Mißtrauen aufgenommen, sind die einschlägigen Beobachtungen neuerdings so häufig wiederholt und bestätigt worden, daß man sie als gültig annehmen muß. Cohnheim brachte zuerst die Beweise dafür, daß Täuschung hier nicht vorliegen kann, da man Schritt für Schritt den Austritt (resp. Eintritt) der amöboiden Körperchen aus den Gefäßen des Blutstroms zu verfolgen vermag; dem zarten, fadenförmigen Fortsatz, den ein solches Körperchen durch eine Pore der Gefäßwand hindurchsendet, schiebt oder fließt langsam der übrige Körper nach, und wenn diese Distocirung auch stundenlang dauert, so vollzieht sie sich doch meist vollkommen; indessen kennt man auch Fälle, in denen nur ein Theil eines solchen beweglichen Geschöpfes nach außen gelangt, während der andere mit dem Blutstrom weiterfließt. Ganz besonders interessant sind die Nachweise von Wanderungen der Pigmentzellen, die erst in jüngster Zeit geliefert worden sind (Medicinisches Centralblatt, 1870). In der Haut des Frosches lassen sich solche sehr gut konstatiren, wenn man an irgend einer Stelle eine Entzündung erregt; es sammeln sich dann die bräunlichen und schwärzlichen Zellen, welche der Haut ihre Färbung ertheilen, in Haufen um die Gefäße, gleich als wollten sie dem Einfluß der entzündungserregenden Ursache entgehen, senden Fortsätze durch die Wand und schieben diesen ihren Gesamtkörper nach; da die Farbe dieser Zellen sie kenntlich macht, so ist auch hier ein Versehen nicht denkbar, und wenn man das braunpigmentirte, bewegliche Körperchen im Blutstrom fortzuschwimmen sieht, so wird man nicht

länger zweifeln, daß in der That ein Austausch der beweglichen Formelemente des Körpers gegen die des Blutes stattfindet. Zweifelhaft bleiben aber noch die Bildungsherde dieser allgegenwärtigen Miniaturgeschöpfe; wohl haben wir gesehen, daß Lymphdrüsen und Milz einer Menge derselben Ursprung geben, aber gehen sie alle aus diesen Quellen hervor? Wir sahen, daß die Lymphe deren enthält, noch ehe sie durch die Lymphdrüsen floß, und obwohl man geltend machen kann, daß diese aus den Lymph- und Blutbahnen aus- und hier wieder eingewandert seien, so ist doch wahrscheinlicher anzunehmen, daß derselben die Fähigkeit zusteht, sich außerhalb der genannten Bildungsherde zu vermehren, und zwar durch Theilung, welche nicht selten und besonders bei Bindegewebszellen beobachtet wird.

Fassen wir zusammen, was die vorstehenden Beobachtungen ergeben, so ist vor allem die Identität der farblosen beweglichen Blut-, Lymph-, Eiter- und Bindegewebszellen als eine wichtige Erkenntniß zu bezeichnen; der Nachweis ihres materiellen Zusammenhanges ergänzt dieselben aufs erwünschteste, indem er zeigt, daß ein und dasselbe Körperchen vom Bindegewebe aus in die Lymphe, von dieser ins Blut, durch die Gefäßwandungen wieder in den Körper und an eine eiternde Stelle gelangen kann. Die Virchow'sche Cellularpathologie hatte die Eiterkörperchen aus dem der entzündeten Stelle naheliegenden Bindegewebe entstehen lassen, die Beobachtungen Cohnheim's, v. Recklinghausens u. A. liefern die Belege für einen ganz andern Ursprung dieser Krankheitsgebilde, indem sie dieselben als Auswanderer der Lymphe und des Blutes kennzeichnen. Bei der großen Bedeutung der Eiterungsprozesse für eine Menge von Krankheiten liegt es auf der Hand, wie folgenreich diese Entdeckung sein muß, ja wie segensreich sie unter Umständen werden kann. Bis jetzt ist kaum irgend ein hervorragender Fortschritt in der Kenntniß des Baues und der Einrichtungen des menschlichen Organismus ohne fördernden Einfluß auf die medicinischen Wissenschaften geblieben und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die neue Auffassung der Eiterbildung zu vortheilhafterer Behandlung der mit ihr in Beziehung stehenden Krankheiten hinleiten werde. Aber abgesehen von der pathologischen Seite der Frage wird das Binnenleben unseres Leibes nicht weniger durch diese Forschungen in ein neues Licht gestellt. Der Begriff der Ernährung wird inhaltsreicher, lebendiger, als er es gewesen. Wenn

man verfolgt, wie die Chylusgefäße aus dem Darne Nahrungsflüssigkeit abführen und zu den Lymphdrüsen hinbringen, wie Lymphkörperchen in und aus derselben entstehen, wie diese ins Blut überfließen und hier theils zu rothen Blutscheibchen werden, theils unverändert bleiben und in den Körper hinaus wandern, um dort als Bindegewebszellen sich umherzutreiben; wenn man endlich erwägt, welch lebhaften Antheil letztere am Wachsthum des Körpers, an Neubildungen und Umbildungen nehmen, — so hat man ein viel greifbareres, sachgemäßeres Bild eines Theiles des Ernährungsprozesses, als man sonst zu gestalten vermochte. Solche Verlebendigung der Begriffe, wie sie stets mit dem Fortschritte der Erkenntniß sich ergibt, ist immer ein unschätzbare Gewinn für die weiteren Forschungen, denn der Begriff Ernährung z. B. ist an und für sich leer, wesenlos und unfruchtbar — erst indem er ausgebildet wird, entwickelt er die Keime neuer Fortschritte. Eine sehr bedeutende Ausbildung dieser Art liegt aber eben in den angegebenen Resultaten, welche nun gewissermaßen Handhaben bilden, mit deren Hülfe auf dem richtigen Wege weiter gelangt werden kann.

Das Interesse, das die Erforschung der farblosen Blutkörperchen erweckte, ließ die der eigentlichen Blutscheibchen nicht in den Hintergrund treten. Die wichtige Rolle, die dieselben im Athmungs- und Ernährungsprozesse spielen, erkannte man schon frühe, aber ihr Ursprung blieb lange Zeit gänzlich dunkel und man kann sagen, daß erst die zwei oder drei letzten Jahre diese empfindliche Lücke auszufüllen begonnen haben. Man beobachtete allmählich immer mehr Mittelformen, die den Uebergang von den farblosen, oder lymphoiden Gebilden zu den formbeständigen Scheibchen machen, und diese beweisen jetzt zur Evidenz, was man früher vermuthen mußte, daß die letzteren aus den ersteren hervorgehen. Gleichzeitig hat das Studium des feineren Baues dieser Körper interessante Aufschlüsse gewährt. Früher hielt man sie allgemein für Bläschen, da man in ihnen normale Zellen sah, und bei diesen die Umhüllung durch eine Membran, d. h. die Bläschenatur als wesentliches Erforderniß betrachtete; der Umstand, daß die Blutkörperchen in Wasser zu Kugeln aufquellen, bei Zusatz von Salzen dagegen Faltungen an der Peripherie erleiden, schien diese Ansicht zu unterstützen. Gegenwärtig darf man mit ziemlich großer Sicherheit behaupten, daß eine umhüllende

Membran nicht vorhanden ist, sondern daß die Blutkörperchen äußerlich einfache, weichgallertige Gebilde darstellen, deren innere Struktur aber sehr wahrscheinlich complicirter ist, als man geglaubt hat. Besonders die Untersuchungen des bekannten Wiener Physiologen Brücke ergeben für die kernhaltigen Blutkörperchen das Resultat, welches durch Histologen, wie Stricker u. A., bestätigt wird, daß man sich ein solches Gebilde als aus einer porösen, bewegungslosen, sehr weichen, farblosen und glashellen Substanz bestehend zu denken habe, in welcher der Leib eines lebenden, also beweglichen, dem größten Theil nach rothgefärbten Wesens sich ausbreitet; jene Substanz nennt er Dikoid, dieses Wesen Zooid, und einfach kann man seine Auffassung dahin erläutern, daß er sich ein Blutkörperchen als ein von einem lebenden, beweglichen Wesen bewohntes Gerüste vorstelle. Er stützt sich hierbei auf folgende Thatsachen: Kernhaltige Blutkörperchen sind im normalen Zustande in allen Theilen, ausgenommen den centralen Kern, gefärbt, letzterer ist farblos. Es läßt sich aber die färbende Substanz, welche aus einem eisenhaltigen Eiweißstoffe (Hämoglobin) besteht, durch gewisse Mittel entfernen, so daß bloß ein farbloses Gerüste übrig bleibt, welches eben das Dikoid darstellt. Bringt man solche kernhaltige normale Blutkörperchen in Wasser, so sieht man merkwürdige Veränderungen eintreten. Es wird nämlich jetzt der Kern Träger der Färbung, die sich von allen Theilen der Peripherie nach dem Centrum zurückzieht, so zwar, daß hier entweder ein einfacher gefärbter Klumpen oder aber ein Gebilde liegt, das an Fortsätze auswendende Protoplasmaorganismen erinnert, indem es vom Centrum aus Strahlen seiner Masse nach der Peripherie sendet; die übrige Substanz des Blutkörperchens ist hierbei farblos, glashell. Nach Brücke liegt in diesem Fall das Zooid im Centrum zusammengedrängt. — Man kann nicht leugnen, daß diese Hypothese manche Thatsache erklärt und daß ihr von keiner einzigen absolut widersprochen wird; sie erhält besonderen Werth durch die oben dargelegten Verhältnisse der noch unentwickelten Blutscheibchen, d. h. der farblosen oder lymphoiden Blutkörperchen, welche, wie wir gesehen, lebendige, bewegliche Organismen darstellen. Auf der andern Seite ist sie einseitigen nicht nothwendig gefordert, denn das, was sie erklärt, kann, wenn auch sicherlich viel weniger einleuchtend und zusammenhängend, noch auf andere Weise gedeutet werden. Es wird weiterer Untersuchungen bedürfen, ehe sie als Wahrheit

acceptirt werden kann, einstweilen ist sie immerhin ein genialer Versuch, eine Seite des Einzellebens, das sich zum Gesamtleben des Organismus aufbaut, in seiner Eigenart zu begreifen, und es ist gar kein Zweifel, daß sie bestimmt nach der Seite hin weist, auf der die wichtigsten Errungenschaften der mikroskopisch-physiologischen Forschungen zu suchen sein werden, nämlich nach der Auffassung des Organismus als eines Komplexes lebendiger Elementarwesen. Aus diesem Grunde bedeutet sie einen wesentlichen Fortschritt, und hoffen wir, daß sie weitere Bestätigung finden werde.

Fritz Kugel.

Die Thränenndrüsen. Das Auge, dessen Feuchtigkeit fortwährender Verdunstung ausgesetzt ist, besitzt zwei Arten von Drüsen, welche Flüssigkeiten absondern. Die in den Augenlidern gelegenen Meibom'schen Drüsen liefern eine zähe, schleimige, schwer verdunstende Masse, während die tiefer in den Augenhöhlen gelegenen Thränenndrüsen die bekannte wässrige

Flüssigkeit absondern. Nach Bergeon (Comptes rendus) ist es nun aber keineswegs die Aufgabe der Thränenndrüsen, die Oberfläche des Auges schlüpfrig zu erhalten, vielmehr ist die von ihnen abgeforderte Flüssigkeit für die Schleimhaut der Nase bestimmt. Chirurgische Erfahrungen haben gelehrt, daß nach Zerstörung eines großen Theils der Meibom'schen Drüsen das Auge durch Veretrodnung sehr zu leiden habe, während auch nach vollständiger Entfernung der Thränenndrüse das Auge feucht bleibt. In letzterem Fall zeigt sich dagegen eine schmerzhaftige Trockenheit der Nase, wie man sie ähnlich im Munde empfindet, wenn man aus irgend einem Grunde längere Zeit durch den Mund athmen muß. Für diese Funktion der Thränenndrüsen spricht ferner der Umstand, daß sie auch bei den Ophidiern vorkommen, obgleich deren Augapfel unter der Haut versteckt liegt und in keiner Weise der Verdunstung ausgesetzt ist; während hingegen die Thiere, die eine mit Wasserdampf gesättigte Luft athmen, wie die Cetaceen, keine Thränenndrüsen besitzen.

Botanik.

Die neuesten Fortschritte in der Botanik. Vielleicht gar manche unserer Leser haben in ihrer Jugend noch den Satz gelernt, daß die Kenntniß und systematische Eintheilung der Pflanzen der Endzweck der Botanik sei. Das ist nun anders geworden; jetzt soll die Botanik ein möglichst vielseitiges Bild von den Pflanzen und deren Leben geben, und soll die Beziehungen erörtern, in welchen die Pflanzen zu einander, zum Menschen, zu den Thieren, zur anorganischen Natur und zu den Alles beherrschenden Kräften stehen. Dank den rastlosen Bemühungen namentlich deutscher Forscher ist in wenig Decennien ein bereits stattliches Lehrgebäude einer solchen Wissenschaft entstanden. Aber was die Aufgabe von Jahrhunderten ist, das konnten unsere Zeitgenossen nicht gleich vollenden, und so fehlt noch manche Stütze scharfsinniger Hypothesen und mancher vermittelnde Schlußstein sich begegnender und doch scheinbar widersprechender Beobachtungen. Oft ist es nöthig, mühsam Aufgebautes wieder umzureißen und selbst die Fundamente ganzer Disciplinen zu erschüttern; wundern wir uns

daher nicht, wenn wir unvereinbaren Beobachtungen und Theorien begegnen.

Beginnen wir unsere Rundschau über die neuesten Forschungen in der Botanik mit dem Gebiete der Lehre von den Zellen, so haben wir bereits früher (Ergbl. Bd. V, S. 704) der Schrift von Professor Karsten in Wien (Chemismus der Pflanzenzelle) über die Entstehung der Hefezellen und der kleinsten aller Organismen, der Spaltpilze, gedacht. Trotzdem dieselbe allen bisherigen Annahmen geradezu widerspricht, so verdient sie doch gewiß unsere vollste Beachtung, nicht nur weil sie das Resultat der angestrengtesten Arbeit eines bedeutenden Mannes ist, sondern auch, weil sie zum ersten Male das Dunkel über die Herkunft jener furchtbaren Wegleiter, vielleicht Erzeuger des Todes und jeglicher Zerstörung organischen Daseins erhellt.

Bezüglich der Entwicklung der Achsenorgane (Stamm und Wurzel) haben wir von Professor Hanstein in Bonn weitere Mittheilungen erhalten. Derselbe hatte im vorigen Jahre aus zahlreichen Beobachtungen die Ansicht gefolgert,

daß der Sproß der ein- und zweisamenlappigen Pflanzen sich nicht wie jener der Kryptogamen durch fortgesetzte Theilung einer einzigen, den Gipfel selbst einnehmenden Scheitelzelle fortbilde sondern vielmehr durch eine ganze Gruppe von Zellen, welche von Anbeginn an in mehrere Schichten getheilt sind. Diese unterdessen lebhaft angefochtene Lehre hat sich inzwischen befestigt, namentlich auch, als die Untersuchung der Wachsthumsvorgänge auf die ersten Anlagen eines jungen Keimes ausgedehnt wurde.

Auf dem Gebiete der Ernährung verdient die Arbeit des Dorpater Docenten J. Schröder (Beitrag zur Kenntniß der Frühjahrperiode des Ahorn, *Acer platanoides*) besonders hervorgehoben zu werden. Der grüne in den Blättern enthaltene Farbstoff, das Blattgrün oder Chlorophyll, ist nämlich der Stoff, welcher die Kohlensäure der Atmosphäre zerlegt und deren Kohlenstoff der Pflanze aneignet. Da nun diese Thätigkeit des Blattgrüns die einzige Quelle für den Kohlenstoff der Pflanze ist, die Pflanze dieses Stoffes aber zum Aufbaue ihrer sämtlichen Organe durchaus bedarf, so folgt, daß ein entlaubter Baum oder Strauch keine neuen Wachsthumsercheinungen zeigen kann, es sei denn, daß er eine gewisse Menge disponibeler kohlenstoffhaltiger Reservestoffe enthalte, aus denen er seine ersten Blätter und in ihnen neues Blattgrün entwickeln könne. Dies ist in der That der Fall, und genauere Untersuchungen haben gelehrt, daß in jeder Pflanze, welche sich im Frühjahr neu belaubt, oder aus kleinem Keime zu entwickeln beginnt, Reservestoffe (Stärke, Zucker, Del etc.) vorhanden sind, welche sich beim Beginne der Vegetationsperiode ganz oder theilweise verflüssigen und zur ersten Bildung der Blätter benutzt werden. Die auf dieses Gebiet des Frühjahrlebens der Pflanzen bezüglichen Beobachtungen sind bis jetzt noch sehr vereinzelt und unvollkommen, und um so wichtiger ist eben der erwähnte, freilich nur eine Versuchspflanze betreffende Beitrag. Schröder stellte seine Beobachtungen in der Weise an, daß er durchgeschnittene Stammtheile mikroskopisch untersuchte und gleichzeitig die aus Bohrlochern herausgetropften Säfte der Pflanze analysirte. So kam er zu folgenden Resultaten: Als Aufbewahrungsorte für die Reservestoffe des Ahorn dienen gewisse zusammenhängende Zellpartieen der Rinde und des Holzes, welche nach ihrem vorwiegenden Inhalte Stärkeschichten genannt werden können. — Die Reservestoffperiode im engeren Sinne, d. h. die Zeit, in welcher der

Baum nur auf Kosten von Stoffen lebte, die im vorigen Jahre gebildet wurden, dauerte von Mitte April bis zum 22. Juni, an welchem sich die erste, neu gebildete Stärke in den Blattgrünkörnchen zeigte. Sie ist dadurch charakterisirt, daß während derselben fast der ganze Cyclus morphologischer Veränderungen an der Spitze der Achse von Statten geht; das Dickenwachsthum ist daher in dieser Periode verhältnißmäßig gering und beginnt erst gegen Ende derselben in den dünnsten Aesten. Die Blüthe entwickelt sich in dieser Periode aus dem Knospenzustande zur definitiven Größe; auch die Befruchtung und die ersten Stadien der Entwicklung der jungen Samen fallen in sie hinein. — Da die Stärkeschichten der Knospen mit jenen der Achse in unmittelbarem Zusammenhange stehen, so kann nach Maßgabe der in den ersteren verbrauchten Stoffe ein Zugug von Stärke und Eiweiß aus letzterer stattfinden; zu dem Ende verwandelt sich die Stärke in Rohrzucker (bei der Birke in Fruchtzucker), und diese Metamorphose erfolgt im Holze von oben nach unten und von außen nach innen. — Die Stärkereservoir der Rinde und des Holzes geben nicht in gleicher Weise Material zur Knospenentwicklung und zur Zellbildung der Jahresringe her. Die Stärke im Holze dient vorzugsweise zur Holzbildung in den ihrer Lagerungsstelle benachbarten Orten, die der Rinde dagegen zunächst zur Knospenentwicklung und dann wohl erst zur Bildung neuer Rindenelemente. Von der ganzen Masse der Reservestärke wird in der eigentlichen Reservestoffperiode nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil verbraucht; jedoch sind in denjenigen Organen, welche ihre Bestimmung erreicht haben und sich bald von der Pflanze trennen werden, z. B. in den Deckblättern, Staub- und Blumenblättern, nur noch Spuren von Stärke vorhanden. — Am Ende der Reservestoffperiode ist die Gipfelknospe für das nächste Jahr schon gebildet, besteht aber nur aus einem kleinen, von Deckschuppen umhüllten Achsentheile.

Hinsichtlich der Bedeutung des Lichtes für das Leben der Pflanzen hat uns namentlich der russische Botaniker J. Borodin durch seine Arbeit „Ueber die Wirkung des Lichtes auf die Vertheilung der Chlorophyllkörner in den grünen Theilen der Phanerogamen“ neue Aufschlüsse gebracht. Es war bereits durch Sachs bekannt geworden, daß grüne Pflanzentheile im direkten Sonnenlichte erbleichen, um später im Schatten wiederum eine fattere Farbe anzunehmen. Unlängst zeigte nun Borodin, daß die Chlorophyll-

Körner im zerstreuten Tageslichte die der Blattoberfläche parallelen Zellwände bedecken, im direkten Sonnenlichte dagegen rasch auf die Seitenwände übergehen. Dabei findet man die Körner nach kürzerer Beleuchtung gleichmäßig auf den Seitenwänden vertheilt, nach längerer ($\frac{3}{4}$ —1 Stunde) dagegen in einzelnen Gruppen angeordnet. Alle diese, nur durch die brechbarsten Strahlen des Sonnenlichtes hervorgerufenen Lagenänderungen finden endlich abschließlich in den direkt beschienenen Zellen statt, und pflanzen sich wohl in die tieferen Schichten, aber niemals seitlich fort, so daß neben einander liegende Zellen derselben Zellschicht durchaus verschiedene Anordnungen der in ihnen enthaltenen Körnchen zeigen können. Diese Beobachtungen, welche die tief eingreifenden Wirkungen des Sonnenlichtes auf das Leben der einzelnen Zellen zeigen, wurden seitdem mehrfach bestätigt und erweitert; so namentlich durch Vorobin selbst, welcher auf einer zu Moskau abgehaltenen russischen Naturforscherversammlung mittheilte, daß sich in den Zellen der Blätter der Wasserpest (*Elodea canadensis*) die erhöhte Lebensthätigkeit auch noch durch lebhaftere, in dem zerstreuten Tageslichte nicht vorhandene Strömung des Protoplasma's zeige.

Im Anschlusse hieran möge die Abhandlung von Dr. Kraus in Würzburg „Ueber die Ursachen der Formänderungen etiolirender (d. h. im Dunkeln wachsender) Pflanzen Erwähnung finden. Solche Pflanzen zeigen bekanntlich die auffallende Erscheinung, daß die Blätter in der Regel außerordentlich klein und in jeder Hinsicht verküppelt sind, während die Stengelorgane eine riesenhafte, ihre Normallänge um das Vielfache übertreffende Größe annehmen, so daß die eine Ursache, der Lichtmangel, in den verschiedenen Organen scheinbar ganz entgegengesetzte Folgen nach sich zieht. Kraus fand nun, daß die Wachstumsstörung der Organe durch den Mangel an Material und Kräften für die Zellhautvergrößerung herbeigeführt wird. Das Baumaterial, welches das junge Blatt aus dem Stamme erhält (vgl. oben), reicht nämlich in der Regel gerade hin, um es ans Licht zu setzen, seine vollkommene Ausbildung muß es selbst durch eigene Thätigkeit besorgen; so beginnt es, zuerst in den Zähnen und um die Nerven, und von da ein- und abwärts Stärkemehl in dem Chlorophyll zu erzeugen, und in gleichem Maße, wie diese Stärke erscheint, geht auch die Weiterbildung des jungen Blattes vor sich. Diejenigen Laubblätter, welche sich in dieser Weise durch

eigene Assimilation (Stärkebildung etc.) ausbilden, bleiben im Finstern also nothwendigerweise auf jener Stufe der Entwicklung stehen, von welcher aus sie am Lichte ihre Weiterentwicklung selbst besorgen müssen. Ein ferneres Moment liegt darin, daß ohne Zuthun des Lichtes die vorhandene Stärke auf die Dauer nicht in Zellhaut umgesetzt werden kann. Denn wenn man stärkehaltige Blätter, welche im Lichte ergrünt, reichlich Stärkemehl erzeugten und energig wuchsen, ins Finstere setzt, so wachsen sie 1—2 Tage ruhig fort, bleiben nach dieser Zeit aber plötzlich stehen, obgleich sie noch Zelle für Zelle mit Mehl erfüllt sind; bei neuer Einwirkung des Lichtes tritt erst nach einiger Zeit das Weiterwachsen ein. Gleich den verkümmerten Blättern gewähren auch die riesig vergrößerten etiolirten Stengelorgane in ihrer inneren Organisation durchaus das Bild von jungen, in der ersten Ausbildung stehen gebliebenen Organen. Während bei den normal gebildeten Pflanzen die äußeren wachstumsträgen Gewebe bald verholzen und dadurch so erstarren, daß sie das rasch und intensiv wachsende Mark für immer zu ihrer Länge zusammenpressen, ist dies bei etiolirenden Pflanzen nicht der Fall. Bei diesen streckt das Mark durch seinen unaufhaltsamen Zug die äußeren Zellen mindestens zur doppelten, oft zur drei- bis fünfsachen Länge normaler Gebilde, und vermag selbst eine gesteigerte Zellbildung in den äußeren Partien hervorzurufen. Dazu kommt noch als zweiter Faktor eine beträchtliche Ueberverlängerung der Markzellen selbst, eine Verlängerung, welche durch bloße Wasseraufnahme zu Stande gebracht wird.

Raum minder zahlreich und wichtig als diese Beobachtungen sind jene aus dem Gebiete der Fortpflanzung. Zunächst sind hier drei Arbeiten des Jenenser Professors Strasburger, über die Befruchtung bei *Marchantia polymorpha* (eines Lebermooses), bei den Farnkräutern und bei den Nadelhölzern zu erwähnen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf die im Allgemeinen bereits länger bekannten Grundzüge der Befruchtungsvorgänge näher eingehen, oder uns gar in die Einzelheiten jener Abhandlungen vertiefen; was uns interessiert, das ist die Erkenntniß, daß jene äußerlich so verschiedenen gebauten Pflanzengruppen in dieser Hinsicht eine sich selbst auf die Details erstreckende Uebereinstimmung zeigen und so hinsichtlich der Befruchtungsvorgänge jene Gruppierung des Pflanzenreiches erkennen lassen, welche schon der große Linné ahnte und divinatorisch in den Worten

ausdrückte: „natura non facit saltus“ (es gibt keine Sprünge in der Natur).

Aus gleichem Gesichtspunkte ist Pringsheim's, des Berliner Akademikers, Beobachtung „Ueber die Paarung von Schwärmsporen, die morphologische Grundform der Zeugung im Pflanzenreiche“ von hervorragender Wichtigkeit, obgleich die bedeutendste Vereinerung unserer positiven Kenntnisse, welche diese Arbeit bringt, nur die Beschreibung des Befruchtungsaktes einer eben nicht häufigen, noch dazu mikroskopisch kleinen Alge (*Pandorina murum*) ist. Diese $\frac{1}{20}$ lange, breit eiförmige Alge besteht in der Regel aus 16 keimförmigen Zellen, welche dicht aneinander gedrängt in einer Gesamtmembran eingeschlossen sind. Ihre geschlechtlose Vermehrung erfolgt durch Bildung einer neuen 16zelligen Pflanze aus jeder alten Zelle. Zum Behufe der geschlechtlichen Fortpflanzung entstehen zunächst ebenfalls aus einer alten Pflanze 16 junge, deren Bau nicht wesentlich von dem der geschlechtlosen verschieden ist, obgleich wenigstens ein Theil von ihnen männlich oder weiblich genannt werden muß. Anfangs bewegungslos, beginnen die Geschlechtspflänzchen nach und nach, unter Auftreten schwingender Härchen (Cilien), sich in Bewegung zu setzen. Während diese nun, oft stundenlang, andauert, lockern sich die Membranen der einzelnen Pflänzchen langsam auf, und jede Zelle gestaltet sich zu einer thierähnlich im Wasser umherschwimmenden sogenannten Schwärmspore. Die auf diese Weise besreiten Schwärmsporen sind grüne Kugeln mit farbloser, zwei Cilien tragender Spitze und einem in deren Nähe gelegenen rothen Flecke. Diese, schon längst als Infusionsthierchen beschriebenen Organismen sieht man sich dann paarweise mit ihren farblosen Enden berühren und zu einem Körper mit zwei rothen Augenpunkten und vier Cilien verschmelzen, der alsbald, längstens nach 5 Minuten, Kugelgestalt annimmt. Kurze Zeit darauf verschwinden die Cilien und die rothen Punkte, das ganze Gebilde färbt sich roth und bildet so eine Eispore, welche nach längerer Ruhe keimt und zu einer neuen *Pandorina* heranwächst. — Die Fortpflanzung durch Schwärmsporen war bereits längere Zeit für viele Algen bekannt, und es wäre durchaus nichts Neues und Auffallendes gewesen, wenn die Schwärmsporen jener *Pandorina* nach kürzerem oder längerem Schwärmen zur Ruhe gekommen wären und sich so sofort zu einer keimfähigen Ruhespore umgebildet hätten. In dem oben geschilderten Vorgange ist nun aber zunächst ein Mittelglied

zwischen der geschlechtlichen Fortpflanzung und jener durch Schwärmsporen gefunden. Berücksichtigt man aber, daß das farblose Ende der Schwärmsporen dem farblosen Vorderende der Befruchtungskugeln der Algen und ähnlichen Bildungen bei den höheren Kryptogamen und bei den Phanerogamen durchaus entspricht, so finden wir ferner in der Kopulation der *Pandorina*-Schwärmsporen den Mittelpunkt, von welchem die verschiedenen Fortpflanzungsarten gleichsam sternartig ausstrahlen. Diese bedeutungsvolle Erscheinung spricht im Verein mit Strasburgers soeben angeführten Forschungen endlich für die längst vermiste embryologische Einheit des Pflanzenreiches und bildet neben dem allgemein anerkannten histologischen (daß alle Organismen aus Zellen und deren Bildungsprodukten bestehen) einen neuen Anknüpfungspunkt der Pflanzen an das Thierreich.

Das Darwin'sche Gesetz von der vermiedenen Selbstbefruchtung der höheren Pflanzen erhielt in jüngerer Zeit ebenfalls neue Stützen. So sehr nämlich auf den ersten Anblick alle Umstände dazu beizutragen scheinen, daß jeder Stempel von dem Blütenstaube seiner Blüthe befruchtet werde, so haben doch genauere Untersuchungen das gerade Gegentheil gelehrt und dargethan, daß es sehr oft naturgemäßer ist, wenn Kreuzungen zwischen den Befruchtungsorganen verschiedener, natürlich derselben Art angehöriger Pflanzen stattfinden. Unter den verschiedenen, oft ganz wunderbaren Einrichtungen, welche die Natur getroffen hat, um eine Selbstbefruchtung möglichst zu verhindern, ist die Dichogamie, d. h. die ungleiche zeitige Entwicklung der Staubblätter und Stempel innerhalb einer zwitterigen Blüthe, eines der einfachsten. Es möge genügen, wenn wir aus den vielen neueren, hierher gehörenden Beobachtungen diejenigen anführen, welche *Bastalin* am spanischen Flieder (*Syringa vulgaris*) gemacht hat. In Gärten pflanzt man gewöhnlich zwei Varietäten dieser Art, von denen die eine eine etwas größere Blumenkrone und mehr herzförmige und längliche Blätter als die andere besitzt. Die Staubbeutel der zweiten Varietät zerreißen kurze Zeit nach dem Aufblühen und entlassen den Blütenstaub, den die Insekten, welche in großer Menge die Blüthen besuchen, entfernen. Die Narbe entwickelt sich erst nach dem Verwelken, Austrocknen und Zusammenshrumpfen der Staubbeutel; dann beginnen ihre bis dahin zusammengeschlossenen und an der Spitze ein wenig eingeroßten Lappen

auseinander zu treten, und nun erst ist der Stempel befruchtungsfähig. Während diese Varietät also zuerst nur zur Befruchtung anderer Blüten geeignet, mithin männlich ist, und darauf in ihr weibliches Stadium, in welchem sie selbst befruchtet werden kann, eintritt, verhält es sich mit der anderen Varietät gerade umgekehrt. Bei ihr beginnen die Narbenlappen schon lange vor dem Aufbrechen der Blumentrone aneinander zu treten, so daß eine Selbstbefruchtung unvermeidlich erscheint. Aber wenn auch eine Selbstbestäubung eintritt, so erzeugt sie doch fast gar keine Wirkung; denn von drei Blütenständen mit 86 Blüten, welche Batafin vor dem Ausblühen mit einem feinen Nesselstuche bedeckte, so daß eine Bestäubung durch Insekten unmöglich war, brachte nur eine einen einzigen reifen Samen.

Weitere das Gebiet der Fortpflanzung betreffende Mittheilungen haben wir bereits gemacht, so namentlich über die Wechselbeziehungen in der Verbreitung von Pflanzen und Thieren (Bd. V, S. 184) und über Pflanzhybriden (Bd. IV, S. 554).

Da die Pflanzen an die Scholle gebunden sind und sich den Ort, wo sie wachsen, nicht selbst wählen können, so müssen sie den Bedingungen und Umständen, unter denen sie wachsen und sich fortpflanzen, genau angepaßt sein, wenn sie in dem allgemeinen Kampfe um das Dasein nicht unfehlbar zu Grunde gehen sollen. Nur sind die Lebensbedingungen unendlich mannigfach, sie wechseln mit den Jahreszeiten und können im Laufe längerer Zeiträume ins Endlose variiren; die Organe der Pflanzen müssen daher ein gewisses Anpassungsvermögen an ihre äußeren Verhältnisse besitzen. Bei den mannigfachen, namentlich durch Darwin's klassische Untersuchung über die Schlingpflanzen (vergl. Bd. IV, S. 362) angeregten Bestrebungen, hierauf bezügliche Daten zu sammeln, muß es Wunder nehmen, daß jene extremsten Fälle, in denen eine und dieselbe Pflanze bald im Wasser, bald auf dem Trocknen lebt, erst in neuester Zeit gebührend gewürdigt worden sind. Es konnte zwar nicht ausbleiben, daß die einzelnen Formen jener amphibischen Pflanzen schon längst bemerkt und ungeachtet ihrer oft bedeutenden Verschiedenheiten als sehr nahe verwandt erkannt wurden, aber trotzdem gab es auf diesem Gebiete vielfache Verwirrungen, da es kaum Jemand unternahm, seine Ansichten durch Versuche zu erhärten. Hierher gehörige Experimente wurden

nun in neuester Zeit von Professor Hildebrand in Freiburg (Ueber die Schwimmblätter von Marsilia und einigen anderen amphibischen Pflanzen) und von Dr. Astenasy in Frankfurt a/M. (Ueber den Einfluß des Wachstumsmediums auf die Gestalt der Pflanzen) ange stellt. Nimmt man, so sagt Hildebrand, von der Marsilia quadrifolia — einer in Deutschland selten wildwachsenden, in Gärten vielfach in feuchter Erde kultivirten und in solchem Boden reichlich fruktificirenden Pflanze — ein in guter Vegetation befindliches, mit Luftblättern versehenes Stück des kriechenden Stengels und versenkt dasselbe so tief unter die Oberfläche des Wassers, daß alle Blätter überflutet werden, so ändert sich in kurzer Zeit der ganze Habitus der Pflanze. Die zur Zeit des Eintauchens schon vollständig ausgewachsenen Blätter bleiben unter dem Wasser unverändert, die jüngeren Blätter und namentlich alle sich noch neu entwickelnden erhalten aber außerordentlich lange und schlafe Blattstiele, so daß sie sich bis zur Wasseroberfläche erheben und einen auf derselben schwimmenden vierstrahligen Stern bilden. Steigt der Wasserspiegel schnell, gerathen mithin die früher schwimmenden Blattspalten unter denselben, so legen sich die vier Theilblättchen, wie von einem empfindlichen Reize getroffen, sächerartig aneinander. Bald aber akkommodirt sich die Pflanze den neuen Verhältnissen, ihre Blattstiele verlängern sich, und ihre Spreiten erreichen so wiederum den erhöhten Wasserspiegel, auf dem sie ausgebreitet, wie zuvor, schwimmen. Bei dieser Wasserform ist es nun weiter auffallend, daß zwar alle Stengel- und Blattorgane ein weit üppigeres Wachstum annehmen, als es bei der Landform der Fall ist, daß aber die Fruchtbildung gänzlich unterbleibt. Auch der anatomische Bau der Schwimmblätter ist von besonderem Interesse, während nämlich die Spaltöffnungen bei den Luftblättern beide Seiten ziemlich gleichmäßig bedecken, ist die Unterseite der Schwimmblätter ganz frei davon. Was sollten sie auch an der immer mit dem Wasser in Berührung stehenden Fläche? — Weitere Versuche stellte Hildebrand mit dem ortwechselnden Knöterich (*Polygonum amphibium*) an. In den Getreidefeldern, welche man in den ausgetrockneten alten Wallgräben von Alt-Breisach angelegt hat, wächst die Landform dieser Pflanze sehr üppig, und es ist hier eine Bildung von Schwimmblättern natürlich nicht möglich. Dasselbst findet sich jene Form seit langen Jahren, und man könnte meinen, daß gerade diese

Exemplare vielleicht schon im Laufe der Zeit die Fähigkeit, Schwimmblätter zu bilden, verloren hätten — aber mit dem Umwandeln und dem Verlieren von Eigenthümlichkeiten geht es nicht so schnell, wie wohl manche Gegner der Descendenztheorie (vergl. Bd. IV, S. 611) es als Ansicht ihrer Anhänger irthümlich darstellten. Von dort nahm nun Hildebrand mehrere $2\frac{1}{2}$ Fuß hohe Exemplare und versenkte sie in das 3 Fuß tiefe Wasserbecken des Freiburger botanischen Gartens, und siehe da, die Zweige jener Pflanzen hörten bald in ihrem Wachstum auf und ihre Blätter verdarben; an ihrer Stelle bildeten sich aber aus dem Wurzelstocke andere Zweige, welche nach einigen Wochen mit ihrer Spitze die Oberfläche des Wassers erreichten und hier ihre nunmehr gebildeten Schwimmblätter ausbreiteten. Es war hiernach in wenigen Wochen aus der einfachen durch Versenken der erstere in Wasser-

Askenasy, welcher seine Beobachtungen an den Wasserhahnenfußchen gemacht hat, schreibt über einen derselben (*Ranunculus aquatilis*): „An der Mainkur bei Frankfurt a.M. kommt die Pflanze auf einer sumpfigen Stelle im Walde vor. Diese Stelle zeigt sich im Monate März durchschnittlich $\frac{3}{4}$ hoch mit Wasser bedeckt, und im April findet man schon reichlich blühende Pflanzen. Während der Blüthezeit sinkt das Wasser, und nach einiger Zeit ist gar keines mehr vorhanden; dann vertrodnen die charakteristischen, langgestielten Wasserblätter oder erhalten sich nur noch eine kurze Weile, wenn sie vom Schlamm bedeckt werden. Bald sind die Wasserpflanzen gänzlich verschwunden und in den folgenden Monaten findet man nur die buschige Landform, welche sich aus den Achselknospen der früheren Pflanzen entwickelt hat. Weiterhin, im Juli, verschwindet auch diese, und man trifft alsdann keine Spur mehr von der einst so reichlich vorhandenen Pflanze. Doch sind die Samen im Boden geblieben, und unter dem Einflusse der sich sammelnden Feuchtigkeit beginnt im Laufe des Spätherbstes und Winters die Keimung. So ist an jener Stelle eine Pflanze, welche in den Floren allgemein als perennirend angegeben wird, einjährig.“

Von den Arbeiten, welche einzelne Pflanzengruppen (Familien, Klassen etc.) betreffen, sind zunächst diejenigen hervorzuheben, welche die Flechten behandeln. Diese Pflanzen bestehen im ausgebildeten Zustande aus einem meistens stiellich entwickelten Fasergeflechte und aus runden oder länglichen, grün oder blaugrün

gefärbten Zellen, welche Gonidien genannt werden. Nach Professor Schwendener's in Basel zum Theil schon früher bekannt gewordenen Untersuchungen sind nur die Gonidien der Flechten Kolonien aus Hunderten und Tausenden von Algen, welche von einem Pilze, dem Fasergeflechte, umschlossen sind und durch denselben zu lebhafter Vermehrung angeregt werden. Da also jene Algen als Nährpflanzen eines parasitischen Pilzes vegetiren, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sie im Laufe der Generationen nicht selten bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden, und daß namentlich die Größe der einzelnen Zellen, meist auch unter gleichzeitiger Formveränderung, merklich abnimmt. Schwendener glaubt jetzt zu einem gewissen Abschlusse gekommen zu sein und beschreibt (Die Algentypen der Flechtengonidien) das Vorkommen und Verhalten von acht gonidienbildenden Algentypen in den einzelnen Flechtengattungen. Auch andere Autoren, Jaminkin und Baraneky in Petersburg, fanden (Z. und W., Zur Entwicklungsgeschichte der Gonidien und Zoosporienbildung der Flechten; und W., Beitrag zur Kenntniß des selbstständigen Lebens der Flechtengonidien), daß die Gonidien eines ganz selbstständigen Lebens außerhalb des Flechtenskörpers fähig sind. Sie halten aber im Gegensatz zu Schwendener die Gonidien für integrierende Organe einer typischen Pflanzenklasse, eben der Flechten, welche sich zwar hier und da von der Mutterpflanze ablösen und dann unter ungünstigen Verhältnissen ein algenähnliches Dasein fristen können, die aber durchaus nicht als besondere Algen in das Pflanzenystem eingereicht werden dürfen. Sei letzteres dennoch unbewußter Weise geschehen, wie dies namentlich die Formen *Nostoc*, *Cystococcus* u. A. betreffe, so müßte man dieselben einfach aus der Liste der selbstständigen Pflanzen streichen.

Die Thatsache, daß Pilze als Krankheitserreger auftreten, hat sich bei fortgesetzten Untersuchungen in einer Weise bestätigt, daß auch die hartnäckigsten Gegner ihre eigene Ansicht, als seien die Pilze nur die Begleiter gewisser Krankheiten, aufgeben müssen. Es wurde bereits mitgetheilt (Bd. V, S. 377), daß die *Saprolegnien* als Fischtöchter auftreten. Ähnliche Resultate fanden de Bary (Zur Kenntniß infektiöser Pilze), Cohn (Ueber Pilz-epidemien bei Insekten, ein Vortrag), Kühn (Der Rost der Runkelrübenblätter), Woronin (Sonnenblumenkrankheit) u. A.

Müßig ist die Beobachtung des Direktors

August in Berlin, daß sich die Früchte der Storchschnäbel (*Geranium*) mittelst ihrer zu einer Granne ungebildeten Griffeltheile in die Erde bohren. Legt man eine solche Frucht in feuchtem Zustande, in welchem sie wegen ihrer stark hygroskopischen Eigenschaften gestreckt ist, auf nicht zu feuchte Erde, so beschreibt das obere Ende der Granne eine weite, seitliche Sichelkrümmung, während sich das untere zu einer Schraube einrollt. Auf das gekrümmte obere Ende gestützt, hebt sich alsdann die Frucht und gewinnt mit der Spitze eine gegen den Boden geneigte Stellung. Bei weiter gehender Einrollung wird sie in den Boden eingebohrt und haftet, da sie ganz und gar mit aufwärts gerichteten und wie Widerhaken wirkenden Börstchen besetzt ist, alsbald in demselben fest.

Interessant ist endlich eine von v. Mohl mitgetheilte biologische Eigenthümlichkeit einer in Veracruz einheimischen Flachsheide (*Cuscuta strobilacea*). Diese Pflanze umschlingt mit ihren fadenartigen Stengeln die fingerdicken Stämme einer strauchartigen *Triumfetta* und besetzt ihre zusammengeschauften Blütenknospen an denselben mit tief in deren Rinde eindringenden Saugwurzeln. Indem nun der schlängelnde Stengel vor dem Blühen eintrocknet und so gänzlich verschwindet, daß nur selten ein kleines Fragment an den Knäueln der Blütenknospen gefunden wird, entwickelt sich hier ein eigenthümliches Blumenleben stengellos blühender Schlingpflanzen.

Dr. Otto Wilh. Thomé.

Die Vertheilung des Alkaloidgehalts in den Cinchonon. Gewöhnlich wird nur die Rinde des Stammes und der Aeste der Cinchonabäume auf die Chinaalkaloide verarbeitet. De Vrij (*Journ. de pharm. et de chim.*) hat die Frage, in wie weit die Alkalöide auch in andern Pflanzentheilen verbreitet seien, zu beantworten gesucht und Wurzelrinde von *Cinchona pabudiana* der Analyse unterworfen. Die Stammrinde hat 1,27, die Wurzelrinde 2,82% Alkalöide geliefert. Im Stamme war Cinchonidin und Cinchonin vorwaltend und kein Chinin, in der Wurzelrinde dagegen Chinin zu 1,85% enthalten. In der Stammrinde einer zweijährigen *Cinchona pabudiana* fand de Vrij 0,09% Alkalöide, aber kein Chinin, in der Rinde der zarten Wurzelasern ziemlich 2% Alkalöide und davon 1,6% Chinin, während der Rest aus Cinchonidin und Cinchonin bestand. Diese Thatsache wurde bei 14 weiteren Rindenproben der *C. succirubra*, *calisaya*, *lanifolia*, *mierantha* etc. bestätigt, während nur bei 5 Proben der Chinin Gehalt der Wurzel nicht der vorwaltende war. Doch ergab sich gleichzeitig, daß die Verarbeitung über 2 Jahre alter Wurzeln feinerer Vortheile bietet. Andererseits behauptet de Vrij, daß die Alkalöide aus den Cinchononwurzeln unter allen Umständen leichter als aus der Rinde der dem Lichteinfluß ausgesetzten Pflanzentheile zu isoliren sei, eine Angabe, welche M'Jvors Beobachtung, daß mit Moos eingepackte Rinden der jungen Chinabäume nicht nur alkalöidreicher, sondern auch leichter von den Alkalöiden zu befreien seien, bestätigt.

Volkswirtschaft.

Volkswirtschaftliche Umschau. Anfang Juni. Die Frage nach der gesetzlichen Behandlung der Prämienanleihen, welche in den letzten fünf Monaten des verfloffenen Jahres die öffentliche Meinung so lebhaft beschäftigte, auch in den preussischen Landtag eindrang, und von diesem an die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes weiter gegeben wurde, stand am Schlusse der diesjährigen Session des Reichstags auf dessen Tagesordnung. Es lagen dafür zwei Gesetzesentwürfe vor, der eine von den Abgeordneten Braun und v. Kardorff, der andere von den Abgeordneten v. Blankenburg, v. Hennig und Löwe. Jener vertrat die gelindere, dieser

die strengere Ansicht von den zur Beschränkung dieser Anleihenart zu ergreifenden Maßregeln. Ihre bisherige Abhängigkeit von ministerieller Konzeption wollten natürlich beide Gesetzesentwürfe beseitigen. Der erstere setzte an deren Stelle gesetzliche Normativbedingungen, bei deren Innehaltung Jedermann befugt sein sollte Prämienanleihen zu emittiren, und deren bedeutsamste die war, daß es nicht gestattet sein sollte, den vollen Zinsbetrag, sondern nur einen Theil desselben zum Gegenstand des in den Prämien angegebenen Lotteriespiels zu machen. Die Abgeordneten v. Blankenburg, v. Hennig und Löwe dagegen wollten die Form der Prämienanleihe

ausschließt die staatlichen Körperschaften vorbehalten, denen nur ein Bundesgesetz ihren Gebrauch gewähren könnte, und außerdem nach drei Monaten vom Tage der Wirksamkeit des Gesetzes die nichtbegnadigten auswärtigen Prämienanleihen aus dem öffentlichen und officiellen Börsenverkehr entfernt sehen. Es war besonders diese letztere Vorschrift, was die interessirten Börsenkreise heftig gegen den ganzen Gesetzesentwurf einnahm. Von den Sprechern des Bundesraths im Reichstage beobachtete Finanzminister Camphausen anfänglich eine etwas reservirte Haltung, während Geheimrath Michaelis vom Bundeskanzleramt den strengeren Entwurf deutlich genug als durchaus unannehmbar charakterisirte, zugleich aber auch den gelinderen Entwurf mit seinen Normativbedingungen noch unreif nannte. Er wies namentlich auf die außerordentliche Stärkung hin, welche die Kapitalkraft und Unabhängigkeit der Berliner Börse durch die vollkommene Freiheit des Verkehrs auf ihr mit allen Papieren erlangt habe. Diese Warnungen vor zweischneidigen Eingriffen in die Freiheit des Börsenverkehrs wurden von socialistischer Seite her durch eine Art Dankagung für den ersten Versuch von liberaler und konservativer Seite, das Kapital in gesetzliche Schranken zu pferchen, nicht unwirksam unterstützt. Es kam zu keinem förmlichen Abschluß; der Blauenburg-Hennig-Löwe'sche Antrag wurde zwar im Princip mit seinem ersten Paragraphen angenommen, im Uebrigen aber, da die Zeit ausging, zurückgezogen, und dieses ganze Stück Gesetzgebung schließlich dem Bundeskanzler ans Herz gelegt. Damit mußten die Verfolger der Prämienanleihen sich auch diesmal begnügen.

Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben unlängst eine Warnung vor der Beteiligung an nordamerikanischen Eisenbahnanleihen veröffentlicht, bewogen durch eine ihnen mitgetheilte Angabe des Generalkonsuls zu Newyork über dort entstandene betrügerische Pläne, die Zugänglichkeit des deutschen Kapitalisten-Publikums für amerikanische Papiere zu Gunsten von gar nicht existirenden Bahnen oder gänzlich schwindelhaften Projekten auszuheben. Generalkonsul Köfing scheint durch die etwas zu allgemein ausgedrückte Warnung der Berliner Aeltesten drüben in Weiterungen gerathen zu sein, wird aber nicht ungern sehen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit durch ihn einmal nachdrücklich auf diese Gefahr gaunerischer Uebervortheilung hingelenkt worden ist.

Die Vorschläge zur Konversion der amerika-

nischen Bundesanleihe mit Zinsverminderung, in welchen der unsfähige Finanzminister Boutwell und einige leitende Männer des Kongresses wetteiferten, sind einstweilen als gescheitert anzusehen. Herr Boutwell muß sich begnügen, die Bundesschuld tropfenweise zu verringern durch Verwendung der Goldüberschüsse des Schatzes zu diesem Zwecke. Dieselben vielmehr anzuhäufen zum Behuf der Herstellung des Goldumlaufs anstatt des entwertheten Zwangspapiergeldes, hält ihn wohl nur die Rücksicht auf allerhand im Trilben fischende antisociale Interessen ab.

Das deutsche Zollparlament hat am 5. Mai auf den Antrag eines hessischen Abgeordneten (Ludwig Bamberger) und den Bericht eines andern hessischen Abgeordneten (Fabricius), die damit den Mainbrücken-Beruf ihres halb süd- halb norddeutschen Staats bethätigten, beschlossen die Zollvereins-Regierungen aufzufordern, daß sie sich die Aufgabe der nationalen Münzreform gemeinschaftlich aneigneten, die vom Norddeutschen Bunde beschlossene vorausgängige Untersuchung auf den Süden ausdehnten, und die nachfolgenden praktischen Vorschläge für ganz Deutschland berechneten. Der Präsident des Bundeskanzleramts, der bis dahin in Privatunterhaltungen an einem selbständigen und gesonderten Vorgehen des Nordens festgehalten hatte, weil das erfahrungsmäßig der sicherer zum Ziele führende Weg sei, stimmte zu. Abweichend erklärte sich hingegen durch den Mund des Abgeordneten Becker die sogenannte süd-deutsche Fraktion, die mit Aengstlichkeit über der Beobachtung der Kompetenzlinie wacht. Es fragt sich daher, was die derselben nahestehenden bayerischen und württembergischen Regierungsmänner thun werden, wenn die Frage an sie herantritt. Sachlich betrachtet kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Süden ungleich inniger an gemeinschaftlicher Berathung interessirt ist als der Norden, theils weil er so viel schwerer ein eignes Münzsystem behaupten kann, theils weil die Lösung, welche er wünscht und wünschen muß, der Anschluß an das Goldfrankensystem in einer oder der andern Form, nur durch seinen Zutritt einigermaßen gesicherte Aussicht hat, über andere Ideen auch im Norden den Sieg davonzutragen.

Der norddeutsche Reichstag legt gegenwärtig die letzte Hand an ein Gesetz über den Schutz des literarischen Eigenthums, das im wesentlichen das bestehende Partikularrecht auf diesem Gebiet zusammenfaßt und ausgleicht. Ein Angriff des Abgeordneten Braun auf das

Prinzip dieser Schutzgesetzgebung oder wenigstens dessen übliche letzte Konsequenzen, der vor ein paar Monaten die Diskussion einleitete, hat zu starken und theilweise leidenschaftlichen Gegenregungen in Schriftsteller- und Buchhändlerkreisen Anlaß gegeben. Zur Seite ging eine in der Berliner Volkswirtschaftlichen Gesellschaft (Prince Smith und Faucher) und anderswo angestellte Untersuchung, ob der deutsche Buchhandel nicht, und zwar zum Theil aus einseitigem Verlaß auf Nachdruckverbote, in einem gewissen veralteten Betriebschuldrian stecken geblieben sei. Man warf ihm vor, den Erfolg immer noch mehr in hohen Preisen bei kleinen Auflagen als in großen Auflagen bei niedrigen Preisen zu suchen; das in London und andern auswärtigen Plätzen übliche Verfahren der Verfeinerung neuer volksthümlicher Werke zu vernachlässigen; zu lange Kredite zu statuiren, sowohl in dem Verhältniß des Verlegers zum Ladeninhaber, als in dem des Ladeninhabers zum Kunden; die Bücher zu viel unnütze Transportkosten verursachen zu lassen auf dem Wege von und nach Leipzig u. s. f. Inzwischen wird das Nachdruckgesetz der Hauptsache nach in dem Sinne, wie es vorgelegt worden, voraussichtlich zu Stande kommen, und die Aufregung von Schriftstellern und Buchhändlern, welche mitunter etwas excentrische Formen annahm, hat sich nachgrade gelegt.

Eine andere, nun vollendete legislative Reform ist die Ausdehnung des sogenannten Unterstützungswohnsitzes von Preußen auf das ganze übrige Norddeutschland, der erste Schritt auf dem Wege zu einheitlicher und freier Armenpflege. Diese Maßregel rührt weder an das Prinzip der Armenunterstützungspflicht, ob diese eine rechtlich erzwingbare sei oder nicht, und in welchem Umfange, noch an die Organisation der praktischen Armenpflege im Detail; sie regelt lediglich die örtliche Vertheilung der Unterstützungslast, obwohl sie stillschweigend allerdings dabei die Existenz einer öffentlichen Unterstützungspflicht voraussetzt. Bisher galt in dieser Beziehung für die meisten der kleinern Einzelstaaten das starre alte Heimatrecht, das dem Menschen der Regel nach nur gegen seine Geburtsgemeinde einen Anspruch auf Almosen im Verarmungsfall zugestand. Zwischen den verschiedenen deutschen Staaten galt der Gothaer Vertrag mit seinem Nachtrag von Eisenach, denen zufolge wenigstens die unentbehrlichste Unterstützung, z. B. erkrankter Armen, überall sofort an Ort und Stelle erfolgte. Die nord-

deutsche Freizügigkeit ließ diesen Zustand nicht haltbar erscheinen; wie in Preußen schon vor bald dreißig Jahren, mußte sie auch im Norddeutschen Bunde die Konsequenz nach sich ziehen, daß keine Ausweisungen Armer mehr vorkommen könnten, ausgenommen allenfalls in der nächsten Frist nach dem Einzuge. Dieses System mit der Regel nach bloß einjähriger Frist hat sich in Preußen seit beinahe drei Jahrzehnten völlig bewährt. Die größeren Städte lernten rasch sich durch eine streng prüfende, sparsam bewilligende praktische Armenpflege gegen den Ueberlauf der Bettler schützen, und auf dem Lande halfen die sogenannten Landarmenverbände befriedigend aus. Aber in Sachsen und Mecklenburg, in den Hansestädten und den kleinen thüringischen Staaten wußte man hiervon nichts. Auf dem Gebiet der Armenpflege beginnen Thatfachen und Gedanken eben erst etwas lebhafter zu circuliren; und die preussische Regierung, anstatt es sich durch Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung des verfügbaren Materials angelegen sein zu lassen, die Besorgnisse der verbündeten Kleinregierungen rechtzeitig zu zerstreuen, begnügte sich mit dem allzu kahlen allgemeinen Hinweis auf die Erfahrungen ihres Landes. So kam es, daß man ihre Forderung für eigennütziger hielt, als sie war, und die Bundesrathsmehrheit erhebliche Abstriche von derselben vornahm. Preußen hatte bereits aus einem Entgegenkommen, das ihm nicht gedankt wurde und überhaupt schlecht überlegt war, statt seiner eigenen einjährigen eine zweijährige Frist zum Erwerb des Almosenanspruchs in einer Gemeinde durch bloßen Aufenthalt in seinen Bundesgesetzentwurf aufgenommen; der Bundesrath machte daraus fünf Jahre. Das Gesetz sollte sich außerdem nur auf Angehörige eines andern Bundesstaats beziehen, die innere Heimatsrechtsgesetzgebung ganz unangetastet lassen. Der Leipziger sollte also beispielsweise in Dresden größeren Beschränkungen seines eventuellen Almosenanspruchs unterworfen sein als der Berliner oder Hamburger. Das hatte im Reichstag, dessen ganz überwiegende Mehrheit unitarisch gefinnt ist und die Einheit der Nation über die Souveränität der Einzelstaaten stellt, geringe Aussicht durchzugehen. Seine Kommission gestaltete denn auch das Werk des Bundesraths in wesentlichen Stücken völlig um: sie ging mit der Frist von fünf auf drei Jahre herunter, strich die Beschränkung der Maßregel auf Angehörige anderer norddeutscher Bundesstaaten, und setzte zur Entscheidung aller zukünftig entstehen-

den Heimatsrechtsstreitigkeiten mit Beseitigung der Landesinstanzen ein Bundesamt für Heimatswesen ein. Dieses letztere ließ nun freilich der Sprecher des Bundesraths nur modificirt, beschränkt auf Streitfälle zwischen verschiedenen Staaten, nicht auch zwischen verschiedenen Armenverbänden desselben Staats, passiren. Dafür aber setzte der Reichstag die dreijährige Frist wieder auf die ursprünglich im preussischen Entwurf enthaltene zweijährige herab. Der Bundeskanzler, der sich offenbar in dieser Hinsicht ganz auf die parallelen Tendenzen des Reichstags verlassen hatte, hat es verstanden, das so verbesserte Gesetz nun auch im Bundesrath durchzudrücken, indem er es diesem erst nach der Vertagung des Reichstags wieder vorlegte und ihm so nur die Wahl ließ zwischen vollständiger unveränderter Annahme und thatsächlicher gänzlicher Verwerfung.

Während übrigens der Reichstag noch mitten in der Debatte stand, sollte sich ergeben, wie schwach im Grunde die ganze Opposition gegen die Maßregel ist. Die Senate der drei Hansestädte hatten ihr bisher am hartnäckigsten widerstrebt. Nun fand am 15. Mai zu Hamburg eine halböffentliche Verhandlung hanseatischer Politiker und Volkswirthe statt, an der auch mehrere Senatoren von Hamburg und Lübeck, angesehene Bürgerschaftsmitglieder aller drei Hansestädte theilnahmen, und das Ergebnis war, daß nur zwei Hamburger Senatsmitglieder sich gegen die Reform aussprachen, die übrigen Redner mit größter Entschiedenheit dafür. Je kürzer die Frist, fanden diese, desto besser; und selbst wenn sie, wie schon 1854 einmal in England beabsichtigt, ganz gestrichen würde, sahen sie noch keineswegs Unheil voraus.

Die Ursache dieser so merkwürdig veränderten oder geklärten Stimmung ist wohl, daß die Reform der praktischen Armenpflege in den Hansestädten Fortschritte macht. In Bremen soll jetzt, wenn es nach einer Kommission der Bürgerschaft geht, das Oberselber System knapper Almosen und individualisirender persönlicher Fürsorge eingeführt werden, zugleich mit Anfängen einer zeitgemäßen Stiftungsrechtsreform. Für diese hat Lübeck zuerst unter den selbständigen deutschen Staaten Bemerkenswerthes gethan, nämlich schon 1847, und Hamburg ist im vorigen Herbst mit einem von der Bürgerschaft ausgegangenen, wenn auch vom Senat noch nicht genehmigten Gesetz nachgefolgt. Unter den monarchischen Staaten Deutschlands hat Baden in diesem Frühjahr die Bahn der

Stiftungsrechtsreform sehr energisch zuerst betreten. Es sträubten sich dawider nicht nur katholische, sondern auch protestantische Kirchmänner, aber erfolglos.

Zur Beschäftigung mit dem Versicherungsrecht sind die gesetzgeberischen Faktoren in Berlin noch nicht gediehen, wenn auch bereits verschiedene Entwürfe vorliegen. Inzwischen hat es ein Vorpiel des zu erwartenden Kampfes zwischen konservativeren und radikaleren Reformtendenzen im Kreise der Lebensversicherungsanstalten gegeben. Es besteht in Berlin seit ungefähr zwei Jahren ein Kolleg für Lebensversicherungswissenschaft, dem der Direktor der Stettiner „Germania“, Dr. Amelung, einen radikal reformirenden Gesetzentwurf vorlegte, welcher von dem langjährigen Direktor der Gothaer Lebensversicherungsbank, Finanzrath Hopf, lebhaft angegriffen, von der Mehrheit des Kollegs aber schließlich gutgeheißen wurde. Der alte Gegensatz zwischen antiker Solidität und moderner Geschäftsgewandtheit, der in dieser Branche des Versicherungswesens seit Jahren besteht und in parteinehmenden Fachzeitschriften zum Ausdruck kommt, hat sich also auch auf diese wichtige Aufgabe geworfen, die Vorbereitung eines zeitgemäßen kodificirenden Gesetzes von Seiten der Fachgenossen selbst.

Am 14., 15. und 16. Februar tagte in Berlin der Deutsche Nautische Verein, die seit einigen Jahren erst bestehende freie Organisation des deutschen Seemannsstandes zur Vertretung seiner Interessen und Ideen. Der Hauptgegenstand der Erörterungen war diesmal die Gründung von Seegerichten, welche für nothwendig erklärt wurden zur Entscheidung in allen Fällen, zu deren Beurtheilung seemannische Fachkunde gehöre, und denen unter einem rechtsgelehrten Vorsteher erfahrene Seeleute als ständige Richter mit vollem Stimmrecht, nicht als bloße Auskunftspersonen und nicht bloß zugezogen für den einzelnen Fall, beigeordnet sein sollen. Der Vorstand hat seitdem die über diesen wichtigen Punkt gefaßten Beschlüsse in einer besonderen Denkschrift begründet, welche den obersten Bundesbehörden zugesendet worden ist.

Während des Januar und Februar war in Berlin eine Konferenz deutscher Regierungsstatistiker versammelt, um in den Betrieb der officiellen Statistik endlich die schmerzlich vermißte Einheit zu bringen. Ihre Beschlüsse bezogen sich auf Volkszählungen, einschließlich Aus- und Einwanderung, Handels- und Schifffahrtsstatistik und Gewerbestatistik, und sollen,

nachdem sie kapitelweise von Kommissionen und Referenten noch weiter ausgearbeitet, im Juli definitiv festgestellt werden. Eine der bedeutendsten Abänderungen, welche die Konferenz empfiehlt, die Verwandlung der dreijährigen Volkszählungsperiode im Zollverein in eine fünfjährige, hat seitdem den Beifall der reaktivirten preussischen Statistischen Centralkommission gefunden.

Der Anfang der schönen Jahreszeit ist in einem großen Theil von Deutschland die Epoche des unangenehmen Höhenrauchs. Lange Zeit waren die Gelehrten darüber uneins, woher derselbe stamme, und auch seitdem man weiß, daß er ganz einfach das in die Atmosphäre übergehende gasförmige Produkt des Moorbrennens ist, einer rohen alten Prozedur, um Moorboden mit dem nöthigen Dünger für die Buchweizen- oder Roggenbestellung auszustatten, ist noch nichts recht ernstliches und durchgreifendes für die Abstellung dieser Landplage geschehen. Indessen sind doch Experimente mit einer besseren Kulturmethode gemacht worden, nachdem sich herausgestellt hat, daß das Staffurter Kali dem Düngerbedürfnis von Moorland wirksam entgegenkommt. Es haben sich im Nrembergischen auf dem sogenannten Hümming Genossenschaften gebildet, welche das dem Einzelnen fehlende Kapital zur Anschaffung von Kali oder Kali-Magnesia durch Ersparnisbeilagen oder auf solidarischen Kredit anzuschaffen suchen. Im vorigen Herbst bemächtigte sich die Wirtschaftliche Gesellschaft für Nordwestdeutschland auf einer Versammlung in Emden der Sache, während früher schon landwirtschaftliche Blätter in Osnabrück, Münster u. die Reformagitation eröffnet hatten. Diese hat nun einen Mittelpunkt und eine eindringende Spitze erhalten durch die Bildung eines Vereins wider das Moorbrennen, welche am 14. Mai zu Bremen erfolgt ist. Die übrigen Pioniere der Reform haben sich der Initiative Bremens angeschlossen, und der neue Verein wird nun wohl alsbald die öffentliche Untersuchung der Sache vornehmen, welcher die preussische Regierung ihrerseits lieber eine streng bureaukratische Kommissionsberatung am grünen Tisch und hinter verschlossenen Thüren hat substituiren wollen, wenn der Oberpräsident Graf Stolberg in Hannover auch vorurtheilsfrei genug dachte, dieser in Aarich tagenden Kommission auf erfolgten Antrag den Bürgermeister Pantelmann in Emden als Vorstandsmitglied der

genannten Volkswirtschaftlichen Gesellschaft beizugeben. Es bedarf aber offenbar einer öffentlichen Untersuchung der Sache, damit alle vorhandene praktische Kenntniß und Einsicht ihrer demnächst zu erwartenden tatsächlichen Behandlung zu Gute komme. Indem für diese Untersuchung die erforderlichen geistigen Kräfte und pekuniären Mittel aus jenen weiteren Kreisen zusammenfließen, welche sich gegen den Moorrauch empören, erfüllt dieser gewissermaßen seine providentielle sociale Mission: hinlängliche thätige Aufmerksamkeit auf Nothstände zu lenken, derengleichen es in Deutschland glücklicher Weise wenig gibt. Denn wo das Moor gebrannt wird, geschieht es durchschnittlich nicht aus Wahl, sondern aus bitterster Nothwendigkeit. Die Schuld des Uebels trifft lediglich die falschen Philanthropen oder einseitigen Kopfszahlvermehrungsschwärmer des vorigen Jahrhunderts, welche Moorcolonien ohne Kanäle anlegten.

Die Frauenbewegung hat aus Amerika einen kleinen Erfolg, aus England eine große Niederlage zu verzeichnen. Der Antrag von Jakob Bright (dem Bruder des Handelsministers und berühmten Redners), steuerzahlenden Wittwen und Jungfrauen das Stimmrecht bei Parlamentswahlen ebenfalls einzuräumen, nachdem sie es bei Gemeindevahlen seit vorigem Jahre bereits besitzen, ging im englischen Unterhause wider Erwarten bei der zweiten Lesung durch, um dann im nächsten Stadium der parlamentarischen Behandlung desto unerwarteter stecken zu bleiben. Dagegen haben im Monat Februar amerikanische Ehefrauen in dem Territorium Wyoming — im fernen Westen gelegen, Hauptstadt Cheyenne — als Geschworene gesessen, und nach dem Urtheil des der Neuerung abgeneigten präsidirenden Richters sowie nach sonstigen bedeutenden Zeichen mit vollständigem Erfolg. In Deutschland, wo die Parole auf erweiterten Erwerbzkreis durch das Mittel erweiterter Bildung lautet, werfen die bestehenden Vereine sich neuerdings meistens auf die Ausbildung von Kinder- und Krankenpflegerinnen. Auch hat vom April an der im November gegründete Verband der deutschen Frauen-Erwerbs- und Bildungsvereine ein eignes Organ erhalten in der Monatschrift „Der Frauen-Anwalt“, redigirt von der Schriftführerin des Berliner Lette-Vereins, Fräulein Jenny Hirsch.

H. Lammer's.

M e t r o l o g .

Bobrik, Professor Dr., früherer Direktor der Danziger Handelsakademie, † in Schwes laut Meldung vom 15. Mai aus Danzig.

Handel und Verkehr.

Die sibirische Eisenbahn. Eine Tagesfrage von allgemeinem Interesse ist gegenwärtig in Rußland der Bau der sibirischen Bahn. Außerhalb Rußland erscheint meist eine Eisenbahn nach jenem Lande als ein nicht zu vermuthendes Hirngespinnst und wenigstens als ein Unternehmen, bei dem alle darin angelegten Kapitalien verloren sein müßten. Ueber 300 Meilen Bahn zu bauen, um den westlichen Distrikt eines dünnbevölkerten, unter der kalten Zone gelegenen Landes zu errichten, scheint ein Bauprojekt, dessen Ausführung dem reichsten Lande fast unerschwingliche und ganz unrentable Ausgaben verursachen muß. Das Erstaunen war deshalb noch größer, als man positiv hörte, daß dort in der Nähe große Kapitalisten bereit seien, diese Bahn ohne alle Staatsunterstützung zu bauen, und daß die Frage an der betreffenden entscheidenden Stelle durchaus nicht etwa in Bezug auf die Ausführbarkeit debattirt würde, sondern daß es sich nur um die Richtung der Linie handelte, um den Streit wegen der sogenannten Süd- oder Nordbahn, von denen die erste wohl am meisten Chancen zur Concession hat.

Um zu begreifen, auf welchen ungeheuren Verkehr die sibirische Bahn rechnen kann, muß man specieller mit den Handelsverhältnissen jener Gegenden vertraut sein. Der Ausgangspunkt der projectirten Bahn ist Nischni-Nowgorod (Endstation der Moskau-Nischni-Bahn). Die Messe von Nischni-Nowgorod vereinigt den gewaltigen Verkehr eines großen Theils von Nordasien, Persien zc. mit Europa, sie ist der größte Jahrmarkt der Welt. Entgegen der vielfach gehegten Ansicht, daß die neuen Kommunikationsmittel, die Eisenbahnen und die Dampfschiffahrt auf der Wolga, ihrer Größe entschiedenen Abbruch thun würden, ist sie in fortwährend rascher Zunahme geblieben. In den letzten 10 Jahren betrug der Werth der eingeführten Waaren im Durchschnitte jährlich 104,803,671 Rubel gegen nur 48,890,116 und 35,440,138 Rubel in den vorhergehenden beiden Decennien. Besonders stark war die Zunahme in den letzten 5 Jahren und 1869 übertrifft alle vorhergehenden, indem für 144,190,000 Rubel Waare zugeführt und für 128,306,000 Rubel verkauft wurden. Der zweite große Jahrmarkt des Reichs aber

ist Irbit in Sibirien (vom 1. Februar bis 1. März). Dort beträgt die Zufuhr jährlich 50 Millionen Rubel und der Umsatz 35 — 40 Millionen Rubel. Irbit liegt jenseits des Uralgebirges am Zusammenfluß des Niza mit dem Irbit. Fragen wir nun, woher es kommt, daß dieser kolossale Verkehr sich in dem kaum 5000 Einwohner zählenden Städtchen konzentriert, so zeigt ein Blick auf die Karte, daß dieser Platz der westlichste Punkt ist, welcher von beladenen Fahrzeugen in dem großen Stromsystem des Obflusses erreicht werden kann. (Der Ob hat ein Stromgebiet von 50,000 Meilen.) Während der kurzen eisfreien Zeit schwimmt der Haupttheil der für die Irbitmesse aus Ost-Sibirien bestimmten Waare den Ob hinab und gelangt dann stromauf durch den Tobol und den Tjumen in den Irbit. Diese Gütermengen werden noch vermehrt durch Schlittentransporte, welche zum Theil von Persien, der Bucharei zc., sowie aus Rußland kommen. Die auf der Messe von Irbit gekauften Waaren gehen meist nach Rußland auf Schlitten über den Ural und dann, wenn der Transport durch Mangel an Schnee keine Unterbrechung erlitten, im nächsten Frühjahr im Mai die Kamar abwärts und die Wolga aufwärts bis Nischni-Nowgorod zu der dort Ende Juli beginnenden Messe.

Wie Irbit durch seine Lage am westlichsten Punkt der schiffbaren Wasserstraßen des Ob-systems, so ist Nischni-Nowgorod gleichfalls als vorgeschobener westlicher Stromhafen des Wolgaflußnetzes am Zusammenfluß der Oka und der Wolga von der Natur zu einem großen Stapelplatz des Völkerverkehrs bestimmt. Der Transport der ungeheuren Gütermassen zwischen den beiden Messplätzen, welcher einen Werth von 30 — 40 Millionen Rubel repräsentirt, erfordert auf dem oben bezeichneten Wege stromauf und stromab, auf Schlitten über das Gebirge zc. oft ein ganzes Jahr und noch länger.

Man kann sich also vorstellen, wie sehr die Waaren während dieser langen Zeit durch Witterungs- und Transportbeschädigungen leiden, während schon der Zinsverlust für das darin angelegte Kapital sich auf einige Millionen beläuft. Eine Eisenbahn, wie sie jetzt zwischen Nischni-Nowgorod und Tobolsk bei Irbit vorbei

projektiert ist, hat also hiernach eine sehr solide Grundlage. Nach ihrer Eröffnung werden ohne Frage die jetzigen sehr traurigen Kommunikationswege verlassen werden, denn der Zinsverlust auf denselben ist schon groß genug, um die Rentabilität der sibirischen Bahn zu sichern. Diese Bahn erschließt zugleich die reichen Bergwerke von Jekaterinenburg am Ostabhange des Ural und hat überdies noch den großen Vortheil, daß mächtige neue Steinkohlenlager von ihr durchschnitten werden, in einer Gegend, wo Kohlen nur mit unerwünschten Kosten von andern Seiten zu beziehen sind.

Nach Eröffnung der Bahn wird man in Sibirien direkt von Moskau, Leipzig zc. die Waaren in wenigen Wochen per Bahn beziehen können, auf deren Ankunft man heute Jahre lang wartet, indem sie davon abhängig, ob die Gewässer der Wolga, resp. des Ob früher oder später von ihrer Eisbede befreit werden und ob sich auf dem dazwischen liegenden Terrain eine gute Schlittenbahn bildet.

Die neue Bahn wird aber auch noch insofern für Westeuropa von wesentlicher Bedeutung

werden, als die ungeheuren Territorien, welche sie dem Verkehr erschließt, durch sie im Stande sind, auch jene Produkte, welche bei den jetzigen Kommunikationsmitteln nicht zum Exporte gelangen, auf die westeuropäischen Märkte zu senden. Manche Theile des Bahngebietes sind freilich in Folge der außerordentlichen Rauheit des Klimas nicht zum Anbau von Feldgewächsen geeignet, aber im südlichen Sibirien finden sich große fruchtbare Landstriche, welche nur der Verbindungswege harren, um mit Erfolg die Konkurrenz mit dem amerikanischen, ungarischen Getreide aufzunehmen.

Zur Erschließung des südlichen Theils vom asiatischen Rußland wird außerdem die jetzt ebenfalls zur Ausführung gesicherte Bahnverbindung des kaspischen Meeres mit dem Aralsee dienen. Mittelft derselben erreichen die von dem großen Gebiet des Aralsees kommenden Transporte, nachdem sie das kaspische Meer passiert, die am untern Lauf der Wolga gelegene Bahnstation Tzarizin, von wo bereits eine ununterbrochene Schienenverbindung bis zur Ost- und Nordsee stattfindet.

Kriegswesen.

Die Organisation der europäischen Heere. I.

In keinem Zweige des öffentlichen Lebens sind in den letzten 10—15 Jahren so durchgreifende Veränderungen geschehen wie in den Heerverhältnissen. Es gibt fast keinen Staat Europa's, der nicht seine Wehrkraft in dieser Zeit, den erhöhten Anforderungen gemäß, die an sie gestellt werden könnten, neu geordnet hätte. Jetzt scheint demnach ein Ruhepunkt eingetreten zu sein und man kann mit einiger Gewißheit voraussetzen, daß, wenn nicht ganz unberechenbare Verhältnisse eintreten, der militärische Zustand in Europa wenigstens in den folgenden zehn Jahren derselbe bleiben wird, wie er jetzt ist. Bei einem normalen Verlauf der Dinge — ohne einen großen, Alles umgestaltenden Krieg — werden wir in dieser Zeit weder eine allgemeine Abrüstung erleben, noch eine allgemeine Volksbewaffnung. Wir halten daher den gegenwärtigen Zeitpunkt für ganz passend zu einer alles Wesentliche umfassenden, vergleichenden Schilderung der Heereinrichtungen in den verschiedenen Ländern Europa's.

I. Frankreich. Die stehenden Heere ergänzten sich in diesem Lande bis zur großen Revolution fast ausschließlich durch Werbungen. Die langwierigen, menschenmörderischen Kriege, welche jenes Ereigniß zur Folge hatte, führten ganz natürlich zur Konstriktion und dieses System hat Frankreich mit verschiedenen Modifikationen, die von Zeit zu Zeit gemacht worden sind, bis auf den heutigen Tag behalten.

Die jetzige französische Armee ist entschieden eine Schöpfung Kaiser Napoleons III. Ihm und den von ihm inspirirten tüchtigen Männern, die ihm zur Seite standen, hat sie zu danken, was sie ist, und das Ansehen, in welchem sie steht. Lange Zeit war sie, was schlagfähige Effektivstärke, Ausrüstung und Kriegstüchtigkeit betrifft, die erste der Welt, und erst das letzte Jahrzehnt hat ihr einen ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Rivalen gegeben, welchem die nächste Zukunft noch einen zweiten hinzuzufügen wird.

Im Jahre 1868 wurden wichtige und tief eingreifende organisatorische Veränderungen ge-

trossen, die, wenn sie auch nicht das Wesen der aktiven Armee umgestalteten, so doch eine bedeutende Erhöhung der Schlagfähigkeit derselben bezweckten. Man hatte bis dahin eigentlich nur die aktive Armee gehabt zur Bekämpfung allen und jeden Dienstes, der im Kriege vorkam, sowohl zu den Operationen im Felde, wie auch zur Sicherung der Landesgrenze und der Festungen und endlich zur Ausbildung des Ersatzes. Nun war schon die Ziffer des stehenden Heeres in Frankreich an und für sich nicht allzu hoch und sollte dabei noch allen genannten Dienstzweigen Genüge geschehen, so reducirte man damit den wirklichen Stand der eigentlichen Streitmacht in ganz bedenklicher Weise. Das trat klar zu Tage im italienischen Feldzuge von 1859, wo scheinbar nur der vierte Theil des französischen Heeres in Anspruch genommen war, denn es zeigte sich, daß die Bildung einer nur einigermaßen imposanten Westarmee, den Rüstungen Preußens und des deutschen Bundes gegenüber, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft sei.

Die organisatorischen Bestimmungen von 1868 bezwecken nun die Bildung einer Landwehr, der mobilen Nationalgarde, welche in Kriegzeiten den gesammten Dienst im Innern übernehmen soll, um auf diese Weise das aktive Heer ganz zur eigentlichen Kriegsführung disponibel zu machen.

Von diesen Bestimmungen, wie sie das Gesetz vom 1. Februar 1868 enthält, ausgehend, können wir die gegenwärtige Organisation der französischen Armee kurz also schildern:

Die Landmacht Frankreichs zerfällt in drei Theile: die aktive Armee, die Reserve und die mobile Nationalgarde.

Die Dienstpflicht zur aktiven Armee ist, mit den gesetzlichen Ausnahmen, eine allgemeine, allein es ist hier die Stellvertretung gestattet. Früher hatte man das Recht des Freikaufs, dies ist aber jetzt, zugleich mit dem damit in Verbindung stehenden Dotationsfonds, aufgehoben worden. In der mobilen Nationalgarde ist die Stellvertretung nur ganz ausnahmsweise gestattet.

Das Rekrutenkontingent, das jährlich zur Aushebung kommen soll, wird durch das Gesetz für jeden einzelnen Fall bestimmt. In den beiden letzten Jahren betrug es 100,000 Mann*). Die Anzahl junger Männer, welche jedes Jahr in das dienstpflichtige Alter tritt, beträgt ungefähr

320,000, und die Hälfte davon, oder 160,000, wird als diensttauglich betrachtet. Das Loos bestimmt, wer von ihnen zur Rekrutierung für das aktive Heer kommen soll, während der Rest — 60,000 Mann — der mobilen Nationalgarde zugewiesen wird.

Jene 100,000 Mann kommen aber nicht alle der aktiven Armee zu Gute, sondern es gehen davon ab:

- 1) 9000 Mann für die Marine;
- 2) 15,000 = die schon früher freiwillig eingetreten oder gesetzlich befreit sind;
- 3) 20,000 = welche Stellvertreter erwerben, sich dadurch aber nur für den Dienst in der aktiven Armee frei machen und in die mobile Nationalgarde eintreten müssen.

44,000 Mann zusammen.

Von obigen 100,000 Mann sind also 44,000 im Vorwege in Abzug zu bringen und es bleiben von der ganzen Aushebung nur 56,000 für das eigentliche Heer. Diese werden wiederum in zwei Kategorien getheilt. Die erste Kategorie, welche ungefähr $\frac{3}{4}$ jener 56,000 Mann oder 43,000 Mann enthält, soll in der Regel 5 Jahre bei der Fahne bleiben, um dann die letzten 4 Jahre der gesetzlichen neunjährigen Dienstzeit — diese betrug bis 1868 nur 7 Jahre — in der Reserve zuzubringen. Die zweite Kategorie, welche ungefähr 13,000 Mann beträgt, wird nur während der ersten 5 Jahre der Dienstzeit im Ganzen 5 Monate hindurch exercirt, steht aber in dieser Zeit zur unbedingten Verfügung der aktiven Armee. In den letzten 4 Jahren der Dienstzeit gehört auch sie der Reserve an.

Wenn wir nun annehmen, daß das Gesetz vom 1. Februar 1869 9 Jahre hindurch hat wirken können und daß in diesen 9 Jahren das Rekrutenkontingent jedesmal 100,000 Mann betrug, so erhalten wir für die aktive Armee und ihre Reserve an Mannschaften die Summe von $9 \times 56,000 = 504,000$ und mit einem Abzug von 5 % für den natürlichen Abgang: 480,000 M. Zu dieser Summe sind 200,000 Offiziere, Unteroffiziere und sonstige Berufssoldaten hinzuzurechnen, so daß also das aktive Heer über eine Kopfszahl von 680,000 M. verfügt. Davon bedarf es aber nur einer Anzahl von 540,000 M., um das aktive Heer mit den Depots vollständig auf den Kriegsfuß zu setzen, so daß 140,000 M. zunächst unberührt bleiben. Vorläufig wenigstens ist dieser Ueberschuß an Mannschaft nur zur Ausfüllung der etwaigen Lücken bestimmt und besondere Cadres zu ihrer Aufnahme existiren nicht.

Die Friedensstärke des französischen

*) Für 1870: 90,000 Mann.

Heeres hat in einer Reihe von Jahren die Summe von 400,000 M. etwas überschritten, während sie doch im letzten Jahre dieselbe nicht erreichte. Sie kann daher durchschnittlich wohl zu jener runden Summe angeschlagen werden. Wenn nun das aktive Heer auf den Kriegsfuß gesetzt werden soll, so werden zunächst die zeitweilig Beurlaubten und dann die ersten fünf Jahrgänge der zweiten Kategorie eingezogen. Da dies voraussichtlich nicht genügen wird, so ist man genöthigt, in die Reserve hinabzugreifen, und zwar soll hier mit dem jüngsten Jahrgang begonnen und erst wenn dieser völlig erschöpft ist, zu dem nächstfolgenden übergegangen werden. In der Regel wird der jüngste Jahrgang zur vollständigen Komplettirung der aktiven Armee genügen, weshalb es auch den Leuten, die den drei ältesten Jahresklassen angehören, gestattet ist, sich zu verheirathen.

Die mobile Nationalgarde*) hat die Bestimmung, bei der Besetzung der festen Plätze und der Vertheidigung der Küsten und Landesgrenzen, sowie zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern verwendet zu werden.

In die Mobilgarde einzutreten sind verpflichtet: 1) die gesetzlich vom Dienst in der aktiven Armee Befreiten, 2) diejenigen, welche sich durch einen Stellvertreter vom Dienst in der aktiven Armee befreit, und 3) diejenigen, welche sich bei der Rekrutirung von diesem Dienst freigelost haben. Die Gesamtzahl der Leute dieser drei Kategorien beläuft sich auf ungefähr 82,000 M., und da die Dienstzeit in der Mobilgarde zu 5 Jahren festgesetzt ist, würde die Stärke dieses ganzen Instituts sich um einige Jahre auf 410,000 M. belaufen. Davon sind aber 10 %, als gesetzlich gestatteter Abzug, in Abrechnung zu bringen, und wenn nun noch der natürliche Abgang berücksichtigt wird, so bleiben 350,000 M., die allerdings wohl zur Ausführung der gedachten Dienstleistungen genügen mögen, wenn nur erst die erforderlichen Truppentheile — Infanterie und Artillerie — formirt sind, immerhin aber weit von der officiell herausgerechneten Stärke von 550,000 M. entfernt bleiben.

Die Mobilgarde soll in Bataillone und Batterien nach den Departements formirt werden, und die in einem Departement gebildeten Truppentheile der Mobilgarde stehen im Allgemeinen

unter dem Brigadegeneral und Kommandeur der Subdivision, welche das Departement bildet. Die Uebungen der Mobilgarde sollen höchstens fünfzehnmal jährlich vorgenommen werden und dürfen die Leute höchstens 24 Stunden von ihren Wohnungen entfernen.

Sehen wir uns jetzt die Organisation der aktiven Armee etwas näher an.

Der französischen Armee geht die feste Gliederung ab, wie sie bei der preussischen so streng durchgeführt ist. Nur die Truppen der Garde machen davon eine Ausnahme, indem sie eine feststehende Eintheilung in Divisionen und Brigaden haben. Im Uebrigen zerfällt ganz Frankreich in 25 Militärdivisionen, wovon 22 im eigentlichen Frankreich, die wiederum in 90 Subdivisionen oder Brigadebezirke, den Departements entsprechend (in Korsika sind ausnahmsweise 2 Brigadebezirke), getheilt sind. Bei dem ewigen Wechsel der Garnisonen, dem die Truppen unterworfen sind, hat diese Territorialeintheilung nur eine sehr untergeordnete Bedeutung und reducirt sich im Grunde nur auf eine Vermittelung des Verpflegungswesens. Eine andere Sache wäre es, wenn die in dem Militärdistrict liegenden Truppen hier ihren beständigen Aufenthalt hätten und auch aus demselben rekrutirten. Einem solchen System huldigt man aber nicht in Frankreich. Die Soldaten eines und desselben Regiments gehören oftmals verschiedenen Departements an, und wenn die Truppentheile Mannschaften einziehen sollen, um sich auf den Kriegsfuß zu setzen, so erhalten sie nicht ihre beurlaubten Leute wieder, sondern die Umlauber, die sich in dem augenblicklichen Standort der Truppentheile aufhalten.

Im Jahre 1858 wurden die Militärdivisionen in eine Anzahl noch höherer Territorialdistrikte zusammengefaßt, indem 7 Armeecorpsbezirke gegründet wurden, nämlich zu Paris, Lille, Nancy, Lyon, Tours, Toulouse und in Algerien. In jedem dieser Armeecorpsbezirke ward einem Marschall der Oberbefehl übertragen.

Sehen wir jetzt zu den Truppentheilen über und beginnen mit denen der Garde, die eine Streitmacht von 21,500 M. aufzustellen vermag.

Die Gardeinfanterie, im Ganzen etwa 16,000 M., zerfällt in 3 Regimenter Grenadiere, 4 Regimenter Voltigeure, 1 Regiment Zuaven, 1 Bataillon Jäger. Die Grenadierregimenter haben 3 Bataillone, die Voltigeurregimenter desgleichen, das Zuavenregiment 2, und die Gesamtzahl der Bataillone der Garde beträgt

*) Nach den Aeußerungen, welche der jetzige Kriegsminister, General Leboeuf, vor dem Gesetzgebenden Körper gethan hat, muß die Organisation der Mobilgarde wenigstens vorläufig als ausgegeben betrachtet werden.

also 24. Das Jägerbataillon hat 10 Kompagnien, alle übrigen 7. Die Kompagnien sind 3 Offiziere und 92 M., bei den Jägern 79 M. stark, und die Bataillone beziehungsweise 23 Offiziere und 646 M. und 40 Offiziere und 878 M.

Die Gardekavallerie hat eine Gesamtstärke von etwas über 3000 Veritlenen und zerfällt in 1 Regiment Kürassiere, 1 Reg. Karabiniers, 1 Reg. Dragoner, 1 Reg. Ulanen, 1 Reg. Chasseurs, 1 Reg. Guiden. Jedes dieser 6 Regimenter hat 4 Feld- und 2 Depoteskadronen; eine Feldekadron hat 7 Offiziere, 148 Mann und 121 Pferde und die Depoteskadronen zusammen 20 Offiziere, 356 Mann und 255 Pferde. Im Kriege wird der Stand der Feldekadron auf 8 Offiziere, 148 Mann und 130 Pferde erhöht.

Die Gardeartillerie mit 12 Batterien, 72 Geschützen und 2500 Mann, besteht aus 1 Regiment fahrender oder Linienartillerie zu 6 Batterien, und zwar 2 gezogenen 12pfündigen und 4 gezogenen 4pfündigen, jede zu 6 Geschützen, und 1 Regiment reitender Artillerie zu 6 Batterien, jede mit 6 gezogenen 4pfündigen Geschützen. Im Kriege zählt die fahrende 12pfündige Batterie 5 Offiziere, 235 Mann und 205 Pferde, die fahrende 4pfündige 5 Offiziere, 199 Mann und 165 Pferde und die reitende Batterie 5 Offiziere, 205 Mann und 227 Pferde.

Die Linieninfanterie repräsentirt eine Truppenmacht von 233,000 Mann. Sie zählt 100 Linienregimenter zu 3 Feldebataillonen und 1 Depotbataillon, jedes zu 6 Kompagnien. Der Unterschied zwischen den Kompagnien, der früher bestand und wonach es 1 Grenadier- und 1 Vortageurkompagnie gab, während die andern Compagnies du centre hießen, hat aufgehört. Die Kompagnie ist im Kriege und im Frieden gleich stark und enthält 3 Offiziere und 112 Mann. Ein Bataillon ist demnach 672 Mann und ein Regiment etwas über 2000 Mann stark. Die Gesamtstärke der französischen Linienregimenter macht in runder Summe 200,000 Mann aus. Dazu kommen 3 Regimenter Zuaven, jedes zu 3 Feldebataillonen zu 7 Kompagnien und 1 Depotbataillon zu 6 Kompagnien. Die Kompagnien haben 3 Offiziere und 95 Mann, die Bataillone 23 Offiziere und 667 Mann und die Regimenter ungefähr 2000 Mann, die Zuaven zusammen also 6000 Mann. Ferner 4 Regimenter afrikanische Tirailleurs oder Turcos, jedes zu 3 Feldebataillonen und 1 Depotbataillon von 7 Kompagnien. Die Kompagnien haben 5 Offiziere und 105 Mann, die Bataillone 37 Offiziere und 737 Mann und die Regimenter ungefähr 2250

Mann, so daß die Gesamtstärke dieser Truppe sich auf 9000 Mann beläuft. Diesen reihen sich 20 Jägerbataillone an, jedes zu 6 Kompagnien und einer Depotdivision von 2 Kompagnien. Im Kriege soll die Kompagnie 3 Offiziere und 112 Mann, das Bataillon 23 Offiziere und 672 Mann stark sein. Die Gesamtstärke sämtlicher Jägerbataillone macht demnach gegen 14,000 Mann aus. Das Fremdenregiment hat 6 Feld- und 2 Depotbataillone, jedes mit 6 Kompagnien, welche eine Sollstärke von 3 Offizieren und 98 Mann haben. Inbessien ist die Stärke des Regiments sehr schwankend. Durchschnittlich kann sie zu 3000 Mann angeschlagen werden. Endlich gehören hierher 3 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, jedes zu 5 Kompagnien. Auch der Bestand dieser Truppe ist sehr wechselnd, da sie eine Art Strafabtheilung für Soldaten aller Waffen bildet. Im Durchschnitt sind diese Bataillone zusammen 1000 Mann stark.

Die Kavallerie zählt im Kriege 34,500 Mann (ohne Offiziere) in 228 Eskadronen und zerfällt in die schwere Kavallerie, Linien- und leichte Kavallerie. Die erstere besitzt 10 Regimenter Kürassiere, jedes mit 4 Feldekadronen und 1 Depoteskadron. Im Frieden hat jede der ersteren 7 Offiziere, 125 Mann und 102 Pferde und die Depoteskadron 11 Offiziere, 179 Mann und 113 Pferde, während die Kriegsstärke sich beziehentlich auf 8 Offiziere, 164 Mann, 150 Pferde und 12 Offiziere, 193 Mann und 172 Pferde beläuft. Ein Regiment hat demnach im Kriege ungefähr 600 und die 10 Kürassiereregimenter zusammen 6000 Veritlene.

Die beiden Karabinierregimenter, welche früher zu der schweren Kavallerie gehörten, sind vor einigen Jahren aufgehoben worden. Die Linienkavallerie besteht aus 12 Regimentern Dragoner und 8 Regimentern Ulanen mit demselben Etat wie die Kürassiere, also im Felde mit 600 Veritlenen pro Regiment und für die 20 Regimenter zusammen 12,000 Mann. Die leichte Kavallerie zählt 12 Regimenter Chasseurs und 8 Regimenter Husaren. Die Kriegs- und Friedensstärke der Eskadronen ist von der der übrigen Kavallerie nur sehr wenig verschieden. Dahingegen haben diese Regimenter eine Depotdivision, die im Frieden aus 20 Offizieren, 302 Mann und 217 Pferden und im Kriege aus 22 Offizieren, 355 Mann und 323 Pferden besteht. Die Kriegsstärke der leichten Kavallerie in der Feldekadron ist also gleich der der Linienkavallerie, nämlich 12,000 Mann.

Zu der leichten Kavallerie sind noch zu

rechnen: 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique, jedes im Felde 4 Eskadronen stark mit 45 Offizieren und 600 Mann, und 3 Regimenter Spahis, jedes im Felde 4 Eskadronen stark mit 44 Offizieren und etwas über 700 Mann.

Die Artillerie. Bis zum Jahre 1867 waren die fahrenden und die Festungsbatterien regimentweise gesondert, damals aber erhielt jedes der ersten 15 Artillerieregimenter 8 fahrende Batterien und 4 Festungskompagnien zugewiesen. Das Regiment Nr. 16 ist das Pontonierregiment mit 14 Kompagnien, und endlich enthalten die Regimenter Nr. 17 bis 20 jedes 8 reitende Batterien.

Danach hat diese Waffe jetzt 120 fahrende und 32 reitende, zusammen 152 Batterien.

Sämmtliche reitende Batterien haben 4-Pfünder, von den fahrenden Batterien aber führt ein Dritteltheil, also 40, 12-Pfünder. Jede Batterie hat 6 Geschütze, die Gesamtzahl der Geschütze beläuft sich also auf 912, und mit denen der Garde auf 984, worunter 252 12-Pfünder.

Die Festungs- oder Fußbatterien, 60 an der Zahl, haben jede 4 Offiziere und 100 Mann im Frieden und ungefähr die doppelte Stärke an Mannschaft im Kriege. Die fahrenden Batterien haben im Frieden 4 Offiziere, 136 Mann und 60 Pferde, im Kriege aber die 9pfündigen Batterien 5 Offiziere, 235 Mann und 205 Pferde und die 12pfündigen Batterien 5 Offiziere, 199 Mann und 165 Pferde. Die reitenden Batterien endlich haben im Frieden 4 Offiziere, 136 Mann und 101 Pferde, im Kriege 5 Offiziere, 205 Mann und 227 Pferde.

Eine Pontonierkompagnie ist im Frieden 4 Offiziere und 100 Mann, im Kriege 4 Offiziere und 150 Mann stark.

Die Artillerie zählt auf dem Kriegsfuß also im Ganzen 46,000 Mann und ohne die Festungsartillerie 34,000 Mann. Mit den 2500 Mann der Gardeartillerie beläuft sich die Stärke der Feldartillerie also auf 36,500 Mann.

Die Genietruppen haben im Kriege eine Stärke von 7500 Mann und bestehen aus 3 Regimentern zu 2 Bataillonen. Jedes Bataillon hat 8 Kompagnien, deren jede im Frieden 4 Offiziere und 88 Mann und im Kriege 4 Offiziere und 158 Mann zählt.

Zu den oben aufgezählten Truppen der Feldarmee sind noch ungefähr 6000 Mann Train in 2 Trainkompagnien der Garde und 24 Trainkompagnien der Linie zu rechnen.

Danach stellt sich die Gesamtstärke der französischen Feldarmee auf

Infanterie	255,000 Mann	in	374 Bataillonen,
Kavallerie	37,500	=	= 252 Eskadronen,
Artillerie	36,500	=	= 164 Batterien mit 984 Gesch.,
Genie	7500	=	= 6 Bataillonen,
Train	6000	=	=

zusammen 342,500 Mann mit 984 Geschützen.

Es kommt in der französischen Feldarmee auf jeden siebenten Mann der Infanterie ein Reiter und auf jedes tausend Mann kommen drei Geschütze.

Die Kosten des Heeres belaufen sich für 1870 auf ungefähr 99 Millionen preuß. Thlr. Für jeden Mann der Feldarmee macht dies 290 Thlr. aus.

II. England. Das englische Heer besteht durchweg aus geworbenen Leuten und bildet so eine vollständige Anomalie in den europäischen Heerorganisationen, die fast alle theilweise oder ganz auf dem Konstriktionsystem beruhen.

Die Werbungen geschehen für die Infanterie und Fußartillerie auf 10, für die Kavallerie, reitende Artillerie und Ingenieure auf 12 Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit kann der Mann seinen Abschied verlangen, erhält dann aber keine Pension. Läßt er sich dagegen nach einem Jahre wieder engagiren, und zwar bei der Kavallerie und reitenden Artillerie auf 12 Jahre, bei den Ingenieuren auf 9 Jahre, bei der Fußartillerie und Infanterie auf 11 Jahre, so erhält er nach Ablauf der zweiten Dienstzeit eine lebenslängliche Pension von 8 Penny (ungefähr 7 Sgr.) täglich. Will der Mann sich nicht wieder anwerben lassen, so kann er in die Armeereserve treten, wo er gleichfalls nach einer Reihe von Jahren das Anrecht auf eine Pension erhält. Allein nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil entschließt sich dazu.

Für die Offiziere besteht noch immer der Kauf der Patente. Indessen müssen die Aspiranten jetzt doch noch ein Examen ablegen, ehe sie ins Offiziercorps aufgenommen werden.

Die Offiziere, welche für die Artillerie und die Ingenieure bestimmt sind, werden in der Kriegsschule zu Woolwich und die Generalstabszöglinge auf der Akademie in Sandhurst ausgebildet.

Die Gardeinfanterie hat eine Gesamtstärke von 6000 Mann und 258 Offizieren. Sie besteht aus 3 Regimentern, eins zu 3 und zwei zu 2 Bataillonen. Jedes Bataillon hat 10 Kompagnien, welche durchschnittlich 85 Mann stark sind.

Die Gardekavallerie ist 1200 Mann stark, hat 96 Offiziere und besteht aus 3 Regimentern, jedes zu 8 Troops oder Kompagnien, welche ungefähr 50 Mann stark sind.

Die Infanterie der Linie zählt 109 Regimenter. Davon haben Nr. 1 bis 25 je 2 Bataillone, Nr. 26 bis 59 je 1 Bataillon, Nr. 60, ein Jägerregiment, 4 Bataillone und Nr. 61 bis 109 je 1 Bataillon. Dazu kommt dann noch die sogenannte Risse- oder Jägerbrigade zu 4 Bataillonen. Dies macht zusammen 141 Bataillone. Diese sind alle durchaus selbstständig, auch da, wo mehrere bei einem Regiment vereinigt sind. Die zweiten Bataillone der Regimenter 1 bis 25 wurden bei ihrer Errichtung diesen nur aus dem Grunde zugetheilt, weil man die Posten der Regimentsinhaber sparen wollte. Es war hier also bloß um den Namen zu thun, und der Sache nach sind die Bataillone den Regimentern ganz gleich. Die Bataillone hatten früher 12 Kompagnien, jetzt sollen sie aber alle nur 10 Kompagnien haben, und sobald ein Truppentheil von den Kolonien in die Heimat zurückkehrt, löst er 2 Kompagnien auf. Der Regel nach besitzen die Kompagnien 3 Offiziere, 3 Sergeanten, 8 Korporale, 2 Spielleute und 80—90 Gemeine, so daß die Stärke einer Kompagnie sich auf circa 100 Mann belaufen würde. Indessen wird diese selten erreicht. Die Gesamtstärke der Linieninfanterie sollte nach dem Obigen mit der Garde 148,000 Mann ausmachen, allein sie stellt sich in der That weit niedriger.

Die Kavallerie der Linie hat 4 Regimente schwere Kavallerie, 11 Regimente mittlere Kavallerie und 13 Regimente Husaren.

Jedes Kavallerieregiment zerfällt in 8 Troops und zählt ungefähr 600 Berittene, doch wird der Etat selten eingehalten. Die Gesamtstärke der englischen Kavallerie macht mit der Garde ungefähr 18,000 Mann aus nebst 82 Offizieren.

Die Artillerie besteht aus 30 Brigaden, nämlich 5 reitenden, 9 Feld-, 12 Garnisons- und 4 gemischten Brigaden. Die Anzahl der Batterien bei der Brigade schwankt zwischen 5 und 10. Die reitenden Brigaden haben im Ganzen 30 Batterien zu 6 Geschützen; bei jeder Batterie sollen 150 Mann und 164 Pferde sein. Die Feldbrigaden haben zusammen 79 Batterien, gleichfalls zu 6 Geschützen, während die Batterien mit 150 Mann und 105 Pferden normirt sind. Außerdem gibt es 111 Garnisonbatterien mit 11,992 Mann. Die Anzahl der Feld- und reitenden Batterien beträgt also 109 mit 654 Geschützen und 17,000 Mann, nebst ungefähr 900 Offizieren.

Das Geniecorps besteht aus 34 Kompagnien, deren jede ungefähr 100 Mann stark

sein soll, so daß es sich im Ganzen auf etwa 3500 Mann beläuft. Dazu kommen 735 Offiziere.

Im Train hat die englische Armee 1 Troop und 6 Bataillone, zusammen gegen 2000 Mann.

Die englische Feldarmee soll nach den obigen Angaben also haben an

Infanterie	148,000 Mann in 148 Bataillonen,
Kavallerie	18,000 = = 248 Troops,
Artillerie	17,000 = = 109 Batterien mit 654 Gesch.,
Genie . .	3500 =
Train . .	2000 =

zusammen 188,500 Mann mit 654 Geschützen.

Allein der Präsenzstand der Armee ist in der That weit geringer, und es fehlen gegenwärtig beispielsweise über 50,000 Infanteristen und 7000 Kavalleristen. Freilich wird der Stand der Armee officiell zu 172,316 Mann angegeben, allein in dieser Summe figuriren die Truppen in Westindien mit 2900, die ostindischen Truppentheile mit 54,800 und andere Kolonialtruppen mit 3400 Mann, während die Stärke der wirklichen englischen Feldarmee in den officiellen Angaben nur die Höhe von 117,500 Mann erreicht. Wie viel davon in einem europäischen Kriege gebraucht werden kann, ist sehr schwer zu sagen. Augenblicklich stehen nur 40—50,000 Mann Feldtruppen in den vereinigten Königreichen, und ein Heranziehen von Truppentheilen aus den Kolonien dürfte bei dem, wie zu vermuthen ist, äußerst schnellen Verlauf zukünftiger Kriege nicht wohl möglich sein. Auch auswärtige Anwerbungen werden heut zu Tage nicht mehr allzu ergiebig ausfallen. Daß unter diesen Umständen die englische Landmacht mit Bezug auf europäische Verwickelungen nur von geringem Belang sein kann, liegt auf der Hand.

Anderseits steht es mit der Landesvertheidigung Englands. Es ist hier in dieser Hinsicht mehr geschehen als in irgend einem andern Lande, nur muß es doch noch immer darauf ankommen, ob im Moment der Gefahr diese halbbürgerlichen Institutionen auch stichhaltig sind.

England hat an Miliztruppen, welche in Truppentheilen aller Waffengattungen wohl organisiert sind, eine Stärke von 128,900 Mann. Wenn wir dazu die 40—50,000 Mann reguläre Truppen legen, die in Großbritannien und Irland stehen, so erhalten wir eine Gesamtsumme von ungefähr 175,000 Mann, die England in dem freilich sehr unwahrscheinlichen Falle, daß es einen Feind innerhalb der Landesgrenzen zu bekämpfen haben sollte, zu Gebote stehen.

England gibt für seine Landmacht jährlich die enorme Summe von 95 Millionen preuß.

Thlr. aus. Legen wir die Effectivstärke der Feldtruppen und diejenige der Milizen zusammen: 246,000 Mann, so kostet jeder Mann dieser Truppen 382 Thlr.

Die Kavallerie der Feldarmee verhält sich zu der Infanterie wie 1 : 8 und es kommen $3\frac{1}{2}$ Geschütze auf je 1000 Mann.

III. Holland. Es besteht hier im Princip die allgemeine Wehrpflicht, allein die Stellvertretung ist daneben gestattet, und da es nur 150 bis 170 preuß. Thlr. kostet, einen Stellvertreter zu erlangen, so dient faktisch in Holland nur die ärmste Klasse der Bevölkerung. Der Garnisonsdienst wird übrigens größtentheils durch geworbene Leute bestritten und es dienen nur 6—7000 Mann länger, als die eigentliche Wehrzeit dauert. Zu der Einübung im Waffendienst werden jährlich 10—11,000 Mann ausgehoben und 7—8000 Mann werden zu den Herbstmanövern eingezogen.

Im Frieden besteht in der holländischen Armee keine Divisions- und Brigadeeinteilung. Ganz Holland ist in 4 Militärbezirke getheilt, zu deren Ressort die im Distrikt liegenden Truppen gehören.

Die Infanterie zählt ungefähr 40,000 Mann. Sie zerfällt in 1 Regiment Grenadiere und Jäger mit 4 Bataillonen zu 5 Kompagnien, deren jede 4 Offiziere und ungefähr 200 Mann zählt, und 8 Linienregimenter, gleichfalls je mit 4 Bataillonen zu 5 Kompagnien, aber etwas größerer Stärke, weil es ein Depotbataillon hat, während bei dem Regiment Grenadiere und Jäger nur 2 Depotkompagnien sind.

Die Kavallerie hat 4 Husarenregimenter, jedes mit 4 Eskadronen und 1 Reserveeskadron nebst 1 Depot. Jede Eskadron hat 5 Offiziere und ungefähr 150 Mann, so daß die Stärke der holländischen Kavallerie sich auf 3000 Mann beläuft.

Die Artillerie besteht aus 18 Batterien mit 108 Geschützen und 3500 Mann, sie zerfällt in 1 Regiment reitender Artillerie zu 4 Batterien von 6 Geschützen, 6—7 Offizieren und 150 Mann, und 1 Regiment Feldartillerie zu 14 Batterien von 6 Geschützen, 6 Offizieren und 180 Mann. Die Festungsartillerie besteht aus 3 Regimentern, je zu 14 Kompagnien, und zählt ungefähr 7000 Mann.

Das Geniecorps besteht aus 1 Bataillon Mineurs und Sappeurs von 5 Kompagnien, jede zu circa 200 Mann, das Bataillon also gegen 1000 Mann.

Die Gesamtstärke der holländischen Armee auf dem Kriegsfuß beträgt also an

Infanterie	40,000 Mann	in 36 Bataillonen,
Kavallerie	3000 =	= 20 Eskadronen,
Artillerie	3500 =	= 18 Batterien mit 108 Gesch.,
Genie	1000 =	= 1 Bataillon

zusammen 47,500 Mann mit 108 Geschützen.

Die holländische Regierung verausgabt für ihr Heer jährlich die Summe von 8,313,433 preuß. Thlr., wovon freilich ein nicht unerheblicher Theil zum Unterhalt der Kolonialtruppen, die wir hier ebenso wenig wie beim englischen Heer berücksichtigt haben, verwendet wird. Wenn wir die obige Summe auf die Truppen der Feldarmee vertheilen, so kommen 177 Thlr. auf jeden Mann derselben.

Die Kavallerie des holländischen Heeres verhält sich zu der Infanterie wie 1 : 13 und es kommen auf je 1000 Mann $4\frac{2}{3}$ Geschütze.

IV. Belgien. Auch hier herrscht grundsätzlich die allgemeine Wehrpflicht. Die jungen Leute, welche das dienstpflichtige Alter erreicht haben, müssen sich bei der jährlich vorzunehmenden Rekrutierung einfinden, um wegen ihrer Diensttauglichkeit festgestellt zu werden. Alsdann findet unter den für diensttüchtig Erklärten eine Losung Statt, da von ihnen, die im Durchschnitt jährlich 30,000 Mann betragen, nur die durch die Landesrepräsentation bewilligte Quote — für 1870 12,000 Mann — wirklich ausgehoben wird. Diejenigen, welche das Loos zur Aushebung trifft, können sich nun noch einen Stellvertreter kaufen und dadurch völlig sich vom Dienst befreien.

Die Dienstzeit beträgt 10 Jahre, 5 in der aktiven Armee und 5 in der Reserve. Von dieser Zeit befinden sich die Soldaten der Infanterie 29 Monate bei der Fahne (doch werden sie während dieser Zeit gewöhnlich 5 Monate hindurch beurlaubt), die Kavalleristen aber und die Artilleristen 3 Jahre.

Die Infanterie hat eine Stärke von 74,000 Mann. Sie besteht aus 1 Karabinierregiment, 2 Jägerregimentern, 12 Linienregimentern und 1 Grenadierregiment. Das Karabinierregiment zerfällt in 4 Feldbataillone und 1 Reservebataillon. Die Feldbataillone haben 8 Kompagnien, das Reservebataillon hat deren 4. Die Stärke einer Kompagnie beläuft sich auf dem Friedensfuß zu etwa 50 Mann, auf dem Kriegsfuß zu 150 Mann. Die beiden Regimentern Jäger haben je 4 Feldbataillone und 1 Reservebataillon. Die Feldbataillone haben 6 Kompagnien, die Reservebataillone 4. Die Stärke einer Kompagnie ist gleich derjenigen der Karabinierkompagnien. Die übrigen Regimentern

sind ebenso organisiert wie die Jägerregimenter.

Die Kavallerie zählt 6000 Mann und besteht aus 2 Jägerregimentern zu Pferde, von denen jedes 5 Feldekskadronen und 1 Depot hat (der Stand der Schwadron beträgt 130 Mann), 4 Lancierregimentern von gleicher Organisation und 1 Gendarmeregiment mit 6 Eskadronen.

Die Artillerie besteht aus 2 Regimentern reitender Artillerie, jedes zu 8 Batterien von 8 Geschützen und ungefähr 200 Mann an Bedienungsmannschaften pro Batterie, 6 Regimentern Fußartillerie, jedes zu 4 Batterien von 6 Geschützen, und 3 Regimentern Festungsartillerie, jedes zu 16 Batterien.

Jedes Regiment der Artillerie hat außerdem eine Depotbatterie und die Festungsregimenter dazu noch je 1 Reserverbatterie. Zu der Artillerie gehört eine Kompagnie Pontoniere und eine Trainabtheilung, die zusammen ungefähr 1000 Mann zählen. Die Feldartillerie hat mit den Pontonieren und dem Train im Ganzen eine Stärke von 9000 Mann und in 40 Batterien zusammen 272 Geschütze.

Das Geniecorps ist etwas über 2000 Mann stark und besteht aus 1 Regiment zu

2 Bataillonen, deren jedes 5 Kompagnien hat. Die Friedensstärke einer Kompagnie beläuft sich auf etwa 100 Mann, die Kriegsstärke auf 200 Mann.

Die belgische Truppenmacht beläuft sich auf dem Kriegsfuß also auf:

Infanterie	74,000 Mann	in	80 Bataillonen,
Kavallerie	6000	=	= 36 Eskadronen,
Artillerie	9000	=	= 40 Batterien mit 272 Geschützen,
Genie	2000	=	= 2 Bataillonen,

zusammen 91,000 Mann mit 272 Geschützen.

Wenn wir zu dieser Summe die 9000 Mann Festungsartilleristen zählen, welche eigentlich nicht zur Feldarmee gerechnet werden können, so erhalten wir eine Anzahl von 100,000 Mann oder diejenige Stärke der Armee, welche dem Gesetze gemäß im Kriege zur Vertheidigung des Landes unter die Waffen gerufen werden soll.

Die Unterhaltung des Heeres kostet dem Lande jährlich gegen 10 Millionen preuß. Thlr., so daß also für jeden Mann der Kriegsstärke 100 Thlr. verausgabt werden.

Die Kavallerie verhält sich in der belgischen Armee zu den übrigen Waffen wie 1:12 und es kommen auf je 1000 Mann 2,7 Geschütze.

C. v. Savaux.

N e k r o l o g.

Dietrich, Anton, Freiherr von, geboren 1783 zu Miltterburg in Thrien, † am 19. Mai in Wien. Nachdem er die Feldzüge der Befreiungskriege mitgemacht, wurde er 1828 zum Major befördert und als Professor an die Militärakademie zu Wiener-Neustadt berufen, wo er 17 Jahre lang Taktik und Strategie vortrug. Später (1849) zum Feldmarschalllieutenant und zum Divisionär bei der Sudarmee berufen, zeichnete er sich bei Neufäß, Bock und Hegghaus aus. Als Kommandeur des Leopoldordens wurde er in den Freiherrenstand erhoben und ward dann Festungskommandant in Wien, als welcher er einer der populärsten Generale der österreichischen Armee war.

Ghau, Graf, Senator und Inhaber des Großkreuzes der Ehrenlegion, † am 17. Mai in Paris im Alter von 68 Jahren. Als Oberst zeichnete er sich bei der Unterdrückung des Aufstandes vom 13. Juni 1849 aus und wurde einige Monate darauf vom Prinz-Präsidenten zum Brigadeführer, dann vom Kaiser zum Divisionsgeneral ernannt. Im Jahre 1861 erhielt er das Oberkommando über das französische Expeditionscorps in Rom, wo seine Tüchtigkeit das Motiv zu seiner Abberufung wurde. In entschädigte dafür der Platz im Senat und das Oberkommando von Toulouse.

N e u e B ü c h e r.

Landesvertheidigungssystem, Entwurf eines neuen, von v. Bedelschädt. Leipzig, D. Wigand.

Norddeutsche Garnisonen und Landwehrbezirke, Specialkarte, von Th. Schade. Vera, Fleib.

Riesengeschütze des Mittelalters und der Neuzeit, von R. Wille. Berlin, Mittler.

Schießversuche in Belgien gegen Panzerziele und Erdbrustwehren, von A. du Bignon. Cassel, Kay.

T e c h n o l o g i e.

Ziegelthee. In den Vertragshäfen verkauft der Chinese Staub und Spreu des Thees häufig um geringen Preis, in den entlegeneren Bezirken aber werden die Abfälle auf Ziegelthee verarbeitet. Von diesem unterscheidet man nach der „Techn. commerc. Btg.“ drei Sorten. Die große grüne Varietät wird in den Gebirgs-

gegenen von Hupeh, etwa 200 engl. Meilen westlich von Hankau, verfertigt. Sie besteht aus den größeren Blättern und den oberen Zweigen der Thea viridis nebst einer Menge von den zerbrochenen Blättern und dem Staube, welche die Behandlung des grünen Thees abwirft. Die Masse wird einfach durch Anwendung von

Dampf feucht gemacht, dann in hölzerne Formen gepreßt und an der Luft getrocknet. Die trocknen Ziegel werden in Papier gewickelt; 36 Ziegel, in längliche Form geordnet, werden mit trocken duftenden Blättern und das Ganze dann mit Matten bedeckt. Derartige Verpackungen sind als Körbe bekannt. Diese Sorte Ziegelthee ist dunkelgrün und wird jetzt in großer Ausdehnung von den russischen Agenten der Kiachtaer Kaufleute gemacht. Große grüne Ziegel messen $13 \times 6\frac{1}{2} \times 1\frac{1}{4}$ " . Der mongolische Käufer verlangt von seiner Waare, daß ein Ziegel, auf den Kopf gelegt und an beiden Enden mit den Händen abwärts gebogen, weder nachgebe noch breche. Unter allen einheimischen Bewohnern der Mongolei und einer großen Anzahl der in der Nähe der russisch-mongolischen Grenze lebenden Burjäten ist dieser Thee sehr beliebt. Die Hauptmärkte sind Tschan-tia-keu, Urga und Kiachta.

Kleiner grüner Ziegelthee ist stets besser als großer, da er aus besseren Materialien und mit mehr Sorgfalt hergestellt wird. Die sibirische Bauernschaft und die bessere Klasse der an der mongolischen Grenze wohnenden Burjäten und Tungusen sind die Hauptkonsumenten desselben. Auch die mongolischen Mandarinen, sowohl in ihrem Heimatlande, als wenn sie am Hofe in Peking sind, ziehen diesen Thee vor. Die gewöhnliche Größe der Ziegel beträgt $8\frac{1}{2} \times 5\frac{1}{4} \times \frac{7}{8}$ " , und die Haupttemporien für ihren Verkauf sind Kiachta, Tschita und Nertschinsk.

Schwarzer Ziegelthee, in der Mongolei Dirintirru genannt, wird in Ziegeln von derselben Größe wie kleiner grüner hergestellt. Er besteht aus Spreu, sonstigen kleinen Stücken und dem von der Zubereitung des Mouing- und des Kaisau-Thees für den Londoner Markt hervordührenden Staub mit einer Beimengung von Bohea und kleinen Zweigen. Er findet Absatz unter den Tartaren und Kirgisen in Westsibirien. Große Quantitäten werden auch an die an den westlichen Küsten des Baikalsees wohnenden Bauern verkauft. Die einheimischen Märkte

sind Kiachta, Irkutsk, Omsk, Tomsk, Kasan, Nischni-Nowgorod und Irbit.

Die Verkäufe in Urga sollen sich auf mehr als 5,000,000 Pfd. belaufen, wovon $\frac{1}{10}$ große grüne Ziegel sind.

Die Chinesen befördern den größten Theil ihres Ziegelthees über Land via Schanß, während die Russen den ihrigen stets über Schanghai und Tientsin nach Kiachta senden, von wo er auf Kamelen nach Sibirien, der Tartarei und Rußland verschickt wird.

In der Mongolei und Tartarei reibt man den Ziegelthee zu Pulver und kocht ihn unter Zusatz von Salz und Fett mit alkalinischem Steppenwasser. Von dieser Flüssigkeit trinken die Nomadenstämme 20—40 Becher täglich und vermischen sie zuerst mit Milch, Butter und ein wenig geröstetem Mehl. Allein selbst ohne Mehl nähren sie sich viele Wochen lang von diesem Getränk, und es wird versichert, daß sie dabei völlig gesund bleiben und ein kräftiges Aussehen behalten.

Reisstärke wird gegenwärtig bei der Appretur in Berlin mit vorzüglichem Erfolg angewendet. Es hat sich herausgestellt, daß 100 Pfd. Reisstärke dasselbe leisten wie 115 Pfd. Weizenstärke. Bei gemessenen Waaren gibt die Reisstärke, weil sie sandfrei ist, was durch das bei ihrer Darstellung übliche Schlämmen erzielt wird, eine ganz außerordentliche Appretur. Gerade auf diese sandfreie Beschaffenheit legt der Appreteur großen Werth. Die Weizenstärke erweist sich auch deshalb zuweilen nachtheilig, weil sie öfters klebt. Die Preisdifferenz beider Sorten ist ziemlich hoch, denn während ein Centner Weizenstärke 7 Thaler kostet, beläuft sich der Preis eines Centners Reisstärke auf etwa 11 Thlr. Bei der Vergünstigung, welche Reis und Reisstärke bei der Einführung in den Zollverein hat, und bei der Vorzüglichkeit der Reisstärke für gewisse Arten von Appreturen dürfte dieselbe im Laufe der Zeit sehr wohl mit der Weizenstärke konkurriren können.

N e k r o l o g .

Weiß, Joseph, bekannter Fabrikant, Entdecker und Erfinder der vielfach verwertheten Waldwolle und ihrer Präparate, † am 18. Mat in Leobschütz.

N e u e B ü c h e r .

Wollerei und Appretur der Wollen- u. Baumwollentstoffe, von D. Käppelin. Deutsche Bearbeitung von M. Reimann. Berlin, Grieben.

Chemische Technologie, Grundriß derselben, von J. R. Wagner. Leipzig, D. Wigand.

Chemische Technologie, Lehrbuch, von F. Zwiß. 2. Abth. München, Grubert.

Waaren-Lexikon für Handel u. Industrie, von R. Merck. Leipzig, Voß.